

Das Magazin des Deutschen Studentenwerks

DSW JOURNAL



Die Schweizer kommen!

Wie der kleine Alpennachbar die Bologna-Reform meistert und deutsche Hochschulen beeinflusst → SEITE 8

WAS IST GUTE LEHRE?

J.-H. Olbertz nimmt die Professoren in die Pflicht → 18

FRECHER BECHER

Studentenwerke entdecken neue Kommunikationsformen → 20

UNI-PRÄSIDENTIN SABINE KUNST

Sie hätte sich für ein Bachelor-Studium entschieden → 32

DIE ZEIT – Partner der Studentenwerke

Ob Wohlfühlpakete für Mensen und Cafeterien in 28 Studentenwerken oder über 80 Veranstaltungen und Debatten für Studenten deutschlandweit – DIE ZEIT und ZEIT CAMPUS engagieren sich für die Studenten und sind die verlässlichen Kooperationspartner an ihrer Seite.



ZEIT-Veranstaltungen

DIE ZEIT und ZEIT CAMPUS sind mit über 80 Veranstaltungen im Jahr an Hochschulen präsent. Hochschulpolitische Diskussionen, Podiumsgespräche zum Berufseinstieg, Debatten und Talks mit Prominenten. Die Veranstaltungen greifen auf, was das Studentenherz bewegt.



Das Wohlfühlpaket

Für den Kopf, für die Seele und für das Herz! DIE ZEIT schnürt gemeinsam mit den Studentenwerken ein Paket: Genuss kombiniert mit Lesefreude für die Studierenden. Eine Bereicherung für das Angebot der Cafeterien – mit starkem Studentenrabatt für alle erschwinglich. Schon 28 Studentenwerke und über 170 Cafeterien und Mensen bieten es ihren Studentinnen und Studenten an.

ZEIT CAMPUS – Mitten drin im Studentenleben!

HOPP SCHWIIZ!

»In der Schweiz ist übrigens alles schöner und besser«, weiß der Schweizer Schriftsteller Adolf Muschg. Aber das Klischee von der Insel der Seligen hat tiefe Risse: Steueraffären und germanophobe Tendenzen in der Alpenrepublik belasten das deutsch-schweizerische Verhältnis.

Wir blicken aber nicht deshalb auf den ebenso eigenständigen wie eigenwilligen »kleinen« Nachbarn. Die Schweiz hat als eines der ersten Länder die Bologna-Deklaration unterschrieben. Mit beachtenswerter Geschwindigkeit haben die Schweizer ihr Hochschulsystem reformiert und ihre Studiengänge auf Bachelor und Master umgestellt – übrigens auch in der Medizin!

In Österreich und Deutschland gingen die Studierenden gegen den Bachelor auf die Straße. Aus der Schweiz drang nicht viel Protestlärm zu uns. Sind die Studierenden in der Schweiz tatsächlich friedfertiger? Oder ist der schweizerische Studierendenaufstand schlichtweg am Alpenrand hängen geblieben? Christian Füller hat für uns einen Blick über die Berge gewagt und sich angesehen, wie das vermeintliche Musterländle seinen Bachelor gemacht hat_Seite 8

Bei den Olympischen Winterspielen in Vancouver machten die Schweizer eine gute Figur, und bei der Fußball-WM in Südafrika sind

sie auch dabei. Den berühmten Anfeuerungsruf »Hopp Schwiiz!« und die seltsamen, schwer verständlichen Kehllaute, die die Schweizer für Deutsch halten, werden wir also noch öfter hören. Man hört sie in der akademisch gepflegten Variante auch in Cottbus und Lüneburg. An den dortigen Universitäten wirken die Schweizer Walther Ch. Zimmerli und Sascha Spoun. Können wir Deutschen von ihnen lernen, wie man den Bachelor besser macht?_Seite 12

Wer Bachelor sagt, muss auch bessere Lehre sagen. Diese Forderung ist in der Hochschulpolitik zu einem Allgemeinplatz geworden; man kann sie kaum mehr hören. Aber was ist eigentlich gute Lehre? Was sind die Kriterien dafür? Wie kann man sie messen und bewerten? Reinhard Putz muss es wissen. Er ist Preisträger des »Ars legendi«-Preises und war Vorsitzender der Gutachterkommission Universitäten beim Wettbewerb für die exzellente Lehre des Stifterverbands für die Deutsche Wissenschaft_Seite 16.

An Wettbewerben und Preisen für gute Lehre ist in Deutschland kein Mangel. Doch was nutzt der Preisessen? Yvonne Globert hat für uns die stetig wachsende Lehr-Wettbewerbskultur kritisch analysiert_Seite 36

Hopp Schwiiz, Bologna, Cottbus, Lüneburg – es ist ein ungewöhnlicher Bogen, den wir mit diesem Heft spannen.

Es wünscht Ihnen viel Spaß beim Lesen
Ihr

Achim Meyer auf der Heyde

Generalsekretär des Deutschen Studentenwerks
achim.meyeraufderheyde@studentenwerke.de

»Können wir vom kleinen Alpennachbar lernen?«

Hochschulpolitik_Die Schweizer kommen!



8

Politik_Gute Lehre



16

Fotogalerie_Die schönste Großbaustelle



28

Porträt_Sabine Kunst



32

Heft 1
März 2010

■ CAMPUS

- 6_Kurznachrichten**
schnell, knapp & informativ
- 6_Zahlenwerk**
Studienabbrecher - und ihre Gründe
- 7_Eine Frage...**
an die bildungspolitischen Experten
aus den Bundestagsfraktionen

■ POLITIK

- 8_Die Schweizer kommen!**
Der Einfluss der Schweiz(er) auf die
deutschen Hochschulen
- 10_Bologna made in Schweiz**
Wie die Schweiz die
Bologna-Umstellung meistert
- 12_Bologna made by Schweiz**
Sascha Spoun und der Leuphana-Weg
- 14_Universität made by Schweiz**
Walther Ch. Zimmerli und
die Kunst der Reform
- 16_Gute Lehre I**
Reinhard Putz wagt eine Definition
- 18_Gute Lehre II**
Jan-Hendrik Olbertz über die Anreize
für gute Lehre
- 19_Gute Lehre III**
Drei Fragen an Andreas Schlüter
vom Stifterverband für die Deutsche
Wissenschaft

■ PRAXIS

- 20_Frecher Becher**
Coffee-to-go: ein neues
Kommunikationsmittel
- 22_Ausgeraucht!**
Der Anti-Tabak-Trend an
deutschen Hochschulen
- 26_Eine feste Burg**
Ein Haus erzählt seine Geschichte:
Die Seeburg in Kiel
- 28_Kunst im Bau**
Der Umbau der Göttinger
Zentralmensa wird zur Kunst

■ PROFILE

- 32_Pädagogische Pragmatikerin**
Sabine Kunst, Präsidentin der
Universität Potsdam, im Porträt

■ PERSPEKTIVE

- 36_Inflation der Wettbewerbe**
Wie viel Preisessen verträgt die
Lehre? Ein kritischer Blick von
Yvonne Globert

■ COMMUNITY

- 38_Aus den Studentenwerken**
- 40_DSW-Kurzporträt**
Susanne Schroeder
- 40_Medien**
Nachgelesen
- 41_Nachruf**
Gerald Grünwald: Aufrecht gegen
sozialen Numerus clausus

■ STANDARDS

- 3_Editorial**
- 4_Inhalt**
- 40_Impressum**
- 42_Post von Dobischat**

Menschen in dieser Ausgabe



Fotos: DSW

Fotos: Wolf Schuchardt, Kay Herschelmann



Faust zum Nulltarif



Studierenden einen Pauschalbetrag von ASten und Hochschulen, die Studierenden dafür unbegrenzt oft Eintritt auf den Restplätzen in Theater, Konzert oder Ballett. *avw*

→ www.saarlaendisches-staatstheater.de/aktuell.html

KULTUR Dem Studierendenausweis sieht man es nicht an – er ist auch eine Theaterkarte. Jedenfalls in Saarbrücken. Ob »La Traviata«, »Faust« oder »Schwanensee«: Alle nicht verkauften Karten gibt das Saarländische Staatstheater drei Tage vor der Aufführung kostenlos an saarländische Studierende ab. Möglich macht dies seit dem Wintersemester 2009/2010 ein Kooperationsmodell: Das Theater erhält pro

Mutmacher

CAMPUS-KIDS Ein Kindermenü in der Mensa? Ein Familienfest auf dem Campus? Individuelle Kinderbetreuung oder innovative Wohnformen für junge Familien? All das bieten die Studentenwerke!

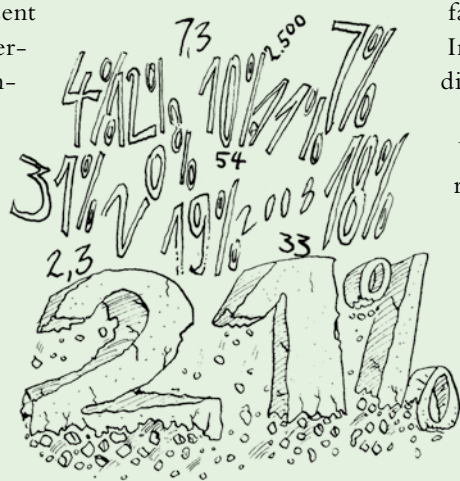
Sie unterstützen studierende Eltern und beweisen, dass ein kinderfreundliches Studiumumfeld möglich ist. Dazu haben die zwölf ostdeutschen Studentenwerke eine neue Publikation herausgebracht: »Studieren mit Kind – ein Mutmacher«. Das bunte Buch stellt die vielfältigen Unterstützungsangebote der zwölf Studentenwerke vor. Der liebevoll gestaltete Mutmacher richtet sich an alle Akteure des Hochschulbereichs: Mut zu Kind und Karriere braucht auch Mut zur Verbesserung der Rahmenbedingungen – mit Hilfe der Studentenwerke! *nf*

→ www.studentenwerk-frankfurt.de → news



ZAHLENWERK Überfordert und pleite: Warum Studierende abbrechen

Mit einer Studienabbrecherquote von **21** Prozent im Jahr 2008 liegt Deutschland im OECD-Vergleich im unteren Mittelfeld. In einer repräsentativen Studie des Hochschul-Informations-System (HIS) haben **2500** Studierende an **54** Universitäten und **33** Fachhochschulen begründet, warum sie ihr Studium aufgegeben haben. Drei Hauptmotive geben den Ausschlag für mehr als zwei Drittel aller Studienabbrüche: Leistungsprobleme nannten **20** Prozent aller befragten Studienabbrecher als Grund. Zählt man die **11** Prozent der Studienabbrecher hinzu, die das Nichtbestehen von Prüfungen als Motiv nennen, so sind insgesamt **31** Prozent der Studienabbrecher aus Gründen der Überforderung gescheitert. Dies ist ein Anstieg von **11** Prozent im Vergleich zum Studienjahr **2000**. Gerade Bachelor-Studierende fühlen sich überfordert. Probleme der Studienfinanzierung nannten **19** Prozent der Befragten. Fehlende Studienmotivation war für **18** Prozent der Abbruchgrund. Diese Studierenden hatten



falsche Erwartungen an die fachlichen Inhalte und die Anforderungen des Studiums. Weitere Gründe waren schlechte Studienbedingungen (**12** Prozent), der Wunsch nach beruflicher Neuorientierung (**10** Prozent), aber auch familiäre Probleme (**7** Prozent) und Krankheit (**4** Prozent).

Bachelor-Studienabbrecher entscheiden sich bereits nach durchschnittlich **2,3** Fachsemestern gegen ihr Studium. In den herkömmlichen Studiengängen erfolgte der Studienabbruch nach durchschnittlich **7,3** Fachsemestern.

Fazit: Im Bachelor-Studium ist Überforderung der Hauptgrund, weshalb Studierende abbrechen – und das bedeutend früher. Finanzierungsprobleme sind noch immer die zweitwichtigste Ursache für den Studienabbruch.

Quelle: Ursachen des Studienabbruchs in Bachelor- und in herkömmlichen Studiengängen. HIS: Projektbericht 2009

Foto: Saarländisches Staatstheater; Karikatur: Dominik Herrmann

Wortmeldungen

»Da führte Deutschland extra angelsächsische Abschlüsse – Bachelor und Master – ein, stampfte Business-Studiengänge in englischer Sprache aus dem Boden. Und plötzlich bleiben die Ausländer weg«

Torsten Harmsen in der Berliner Zeitung vom 1. März 2010

»Ich schlage vor, dass die Studierenden jährlich an ihrer Universität (...) den »Margot-Honnecker-Preis für die herausragendste Absurdität im ganz normalen Wahn der Bildungspolitik öffentlichkeitswirksam vergeben«

Der Soziologe Ulrich Beck in der Frankfurter Rundschau vom 6./7. Februar 2010

»Ich habe schon vor Jahren gefordert, dass man für alle, die das Bachelor-Studium eingeführt haben, eine Mindeststrafe festsetzt – in Form eines Bachelor-Studiums«

Der Wiener Philosoph Robert Pfaller im Magazin der Süddeutschen Zeitung vom 22. Januar 2010

»Die Grabenkämpfe zwischen den Lehrstühlen nennt man das Klima am Fachbereich. Man spricht von einem guten Klima, wenn die Burgherren sich auf dem Gang grüßen«

Fritz Breithaupt von der Indiana University in Bloomington, USA, in ZEIT Campus Nr. 2/2010

Fotos: privat; Die Linke, M. Bussmann, privat; CDU/CSU

Eine Frage ...

Wie sozial müssen die Hochschulen sein?

Das möchte das DSW-Journal von den Experten der Bundestagsfraktionen wissen.



Kai Gehring MdB, Bündnis 90/Die Grünen

Gesellschaftliche Vielfalt muss sich endlich stärker auf dem Campus widerspiegeln. Wir wollen mehr Studierende aus Arbeiter- und Migrantenfamilien. Dafür brauchen die Hochschulen mehr Studienberatung, Wohnheimplätze, Kinderbetreuung und Betreuungsinfrastruktur. Bessere Lehre, freie Zugänge und eine stärkere staatliche Studienfinanzierung sind genauso dringend.

→ www.kai-gehring.de



Nicole Gohlke MdB, Die Linke

Sparpolitik und forciertes Wettbewerbs zwingen die Hochschulen, sich wie Unternehmen zu verhalten und deren Profitlogik zu übernehmen. Wir brauchen jedoch demokratische und soziale Hochschulen, in denen für das Wohl aller geforscht und gelernt wird. Die Abschaffung von Studiengebühren ist dabei ein zentraler Schritt.

→ www.linksfraktion.de/mdb_gohlke.php



Patrick Meinhardt MdB, FDP

Die Hochschulen sollen autonom über ihre Studiengebühren entscheiden können. Mit der BAföG-Modernisierung erhöhen wir die Sätze, kommen zu überfälligen regelmäßigen Anpassungen, berücksichtigen die Kinderbetreuungszeiten stärker und stellen Eingetragene Lebenspartnerschaften förderrechtlich gleich. Mit dem Nationalen Stipendienprogramm werden künftig zehn Prozent der Studierenden – rein begabungsorientiert – ein Stipendium in Höhe von 300 Euro erhalten.

→ www.patrickmeinhardt.de



Dr. Ernst Dieter Rossmann MdB, SPD

Hochschulen können sich erst dann »sozial« nennen, wenn sie Studierende aus sozial schwachen Familien gleichberechtigt aufnehmen, die Studienbetreuung und -beratung ernst nehmen und die Studierenden nicht zusätzlich mit Studiengebühren belasten. Zudem sollte niemand an einem Studium dadurch gehindert sein, dass zu wenig bezahlbarer Wohnraum, erreichbare Mensen oder nutzbare Betreuungseinrichtungen zur Verfügung gestellt werden.

→ www.ernst-dieter-rossmann.de



Albert Rupprecht MdB, CDU/CSU

Aufgaben der Hochschulen sind Lehre und Forschung. Hierzu arbeiten die Hochschulen eng mit den 58 Studentenwerken zusammen. Diese sorgen mit ihren Angeboten für eine Infrastruktur, die für die sozialen Bedürfnisse der Studierenden Angebote bereithält: Mensen, Wohnheime, BAföG-Stellen, Kinderbetreuung, Beratungsangebote. An dieser bewährten Aufgabenteilung wollen wir festhalten.

→ www.albert-rupprecht.de

Der kleine Alpennachbar hat einen besonderen Status in Europa: Er ist unabhängig, eigenbrötlerisch und erfolgreich. In vielerlei Hinsicht. Denn die Schweiz hat mehr zu bieten als Matterhorn, Toblerone und Käsefondue. Schon bevor die Schweiz als eines der ersten Länder die Bologna-Deklaration unterschrieben hat, wurden Studiengänge reformiert.

BOLOGNA MADE IN SCHWEIZ.

Ein Blick über den Alpenrand verrät, wie weit die Reformen im kleinen Musterländle umgesetzt wurden – und wie erfolgreich sie sind.

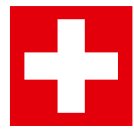


Fotos: PantherMedia / Christa E., Hardy Haenele, Volkmar Schulz / Keystone, www.stillsonline.de, DSW; Illustration: Daniela Kirchlechner (re.)

Bologna made in Schweiz

MUSTERLÄNDLE Die Schweiz galt bisher als fortschrittlich in Bezug auf die Bologna-Reform – als gutes Beispiel sozusagen. Doch wie sieht es tatsächlich beim Alpennachbarn aus?

VON CHRISTIAN FÜLLER



Der Anfang klang wie Aufruhr. Beinahe im Minutentakt schickten die Besetzer ihre Eilmeldungen hinaus: »Die Aula der Universität Basel ist nun besetzt!«, hieß es am Mittag des 11. November 2009. »Wir sind 205 Leute, kommt alle«, wenige Minuten später, »neuer Raum besetzt«. Es ging um Solidarität mit den Studierenden in Österreich, die den »Uni brennt!«-Aufstand kurz zuvor begonnen hatten. Und irgendwie auch um Aktion. »Wir sind gekommen, um zu bleiben«, kableten die Studierenden via Twitter in die Welt. Aber worum geht es wirklich?

Die Aktionisten in Basel und anderen Schweizer Uni-Städten wie Bern, Zürich oder Lausanne haben keinen echten Fokus. »Wir haben einen sehr langen Forderungskatalog aufgestellt – ganz bewusst, um uns nicht von vorneherein einengen zu lassen«, sagt ein Student dem Basler Internet-Radio Lora. Das Dach über dem Ganzen ist das Unbehagen über die »Ökonomisierung der Bildung und Privatisierung der Uni.« Und, selbstverständlich, geht es um den Bachelor. »Wir wollen die Restriktionen rückgängig machen«, deklamiert der Student, »weil Bologna die Lerninhalte standardisiert und technokratisiert.«

Jean-Marc Rapp sieht das anders. Ganz anders. »Der Bologna-Prozess ist ein riesen-großer Erfolg«, preist der Rektor der Universität Lausanne die neuen Studiengänge

überschwänglich. Rapp muss das so sagen, denn, erstens, hat er bei der Bachelor-Einführung in der Schweiz geholfen. Und, zweitens, ist er heute Ober-Präsident aller europäischen Universitäten. Rapp sitzt der European University Association in Brüssel vor. Ist die Schweiz weiter mit dem Bachelor als der Rest Europas? Rapp wehrt beinahe gnädig ab. »Über 90 Prozent der Studiengänge sind in Bachelor-Master-Programme übersetzt worden, da gibt es keinen Vorsprung mehr. Wenn Sie mich vor zehn Jahren gefragt hätten, ob es so schnell gehen kann, dann hätte ich es für höchst unwahrscheinlich gehalten.«

Die Schweiz ist ein echtes Uni-Musterländle. Die Eidgenössische Technische Hochschule (ETH) Zürich firmiert in den

»Die Jüngsten sind nicht die Revolutionärsten«

Weltligen regelmäßig als die beste deutschsprachige Universität der Welt. Die nach Deutschland ausschwärmenden Schweizer machen nicht wenig Furore: der Philosoph Walther Ch. Zimmerli etwa, der Witten/

Herdecke, die VW-Uni und nun die edle Brandenburgische Technische Universität (BTU) Cottbus leitet, oder Sascha Spoun, der in Lüneburg eine Universität der neuen Art mitbegründete.

Und die Schweiz bringt ein Bologna-Kunststück zustande. Obwohl sie den Bachelor eingeführt hat, steigen die Studierendenzahlen rasant an. In Deutschland entstehen allenthalben Engpässe und Verwirrungen – wegen des Bachelors. Vor fünf Jahren waren es in der Schweiz gut 170 000 Studierende, so werden es im Jahr 2012 wohl 200 000 sein. Das ist wenig in absoluten Zahlen. Im Vergleich zu Deutschland sind die Verhältnisse ähnlich: Zehn Mal mehr Einwohner – zehnfache Zahl an Studierenden. Trotzdem ist es natürlich einfacher in der Schweiz, sagt Jean-Marc Rapp, denn alles ist kleiner, alles wird irgendwie

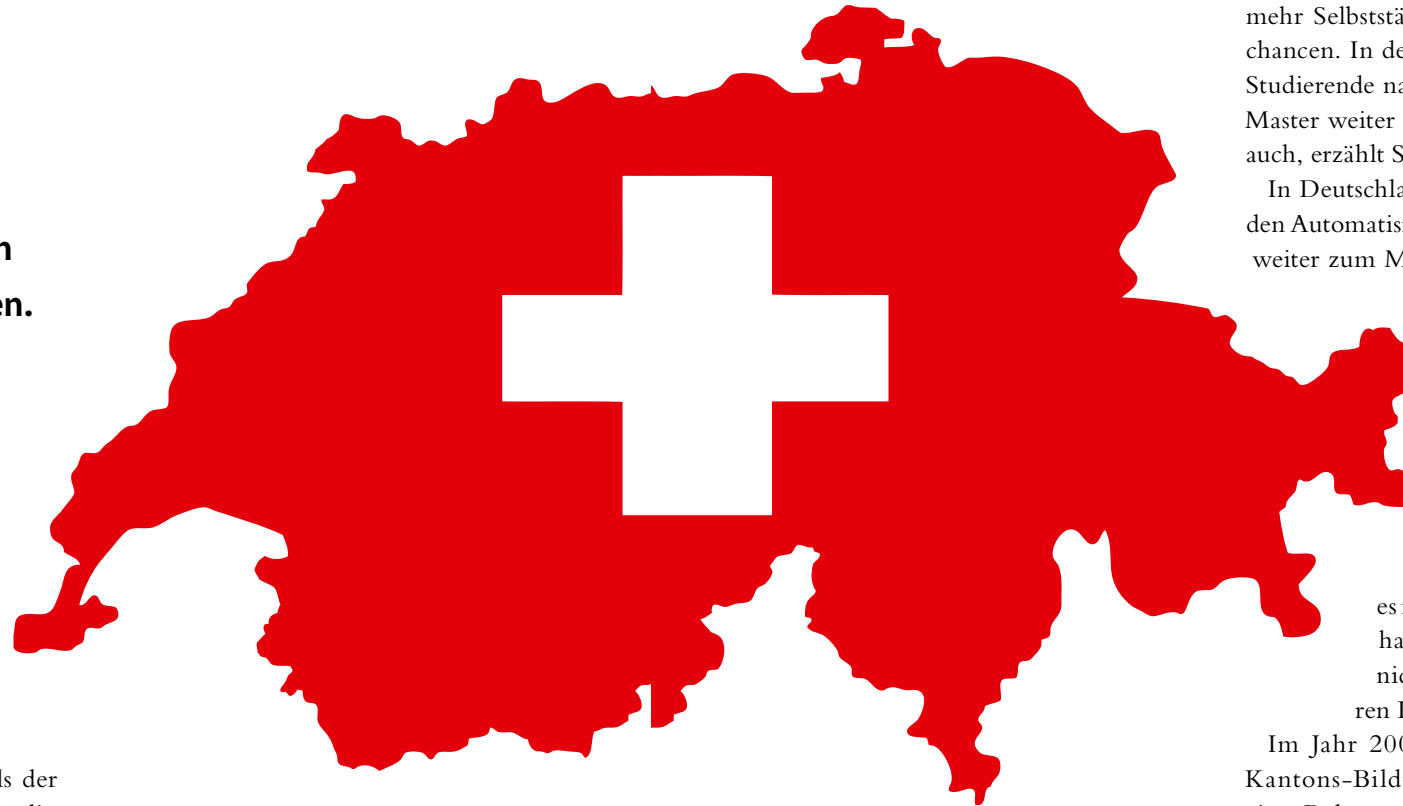


Foto: PantherMedia/Norma W.

Foto: privat (Autor)

im Konsens gelöst. So haben die Schweizer es fertiggebracht, auch das Medizinstudium auf Bachelor umzustellen. »Es stimmt eindeutig nicht, dass ein Bachelor in Medizin nicht geht«, winkt Peter Suter ab, Präsident der Schweizer Akademie der Medizinischen Wissenschaften. Er sieht darin sogar ein progressives Element.

Wer Suter, den ehemaligen Dekan der Genfer Medizin, hört, bekommt ein Gefühl dafür, warum in der Schweiz etwas gelungen ist, das in Deutschland wie ein großes Bologna-Desaster anmutet. »Die Bereitschaft für Neues«, berichtet Suter, sei da gewesen. »Wir haben in der Medizin schon vor der Bologna-Reform eine grundlegende Umgestaltung des Studiums durchgeführt, mit »Problem based learning« – und mehr Autonomie und Verantwortung für die Studierenden. Von daher gab es eine große

Sensibilität für die pädagogischen Ziele des Bachelors.« Ziele, von denen in Deutschland kaum jemand spricht: Mehr Freiheit, mehr Selbstständigkeit, bessere Aufstiegschancen. In der Medizin etwa wolle jeder Studierende nach dem Bachelor Richtung Master weiter studieren – und er solle das auch, erzählt Suter.

In Deutschland wird hart gerungen um den Automatismus, dass man vom Bachelor weiter zum Master schreitet – wenn man das will. Auch der Europa-Boss der Universitäten, Rapp, preist das als einen Vorteil. Man reibt sich die Augen. Einen so selbstverständlichen Konsens mit studentischen Forderungen gibt es fast nirgendwo. Aber ganz so harmonisch war es natürlich nicht. Schuld war unter anderen Lea Brunner.

Im Jahr 2002, als sich die Schweizer Kantons-Bildungsminister in Genf zu einer Bologna-Sitzung trafen, baute sich ein Dutzend Studierender vor der Tür auf. Die Minister mussten unter dem Transparent durch, wenn sie in den parlamentsähnlichen Sitzungssaal des Schweizerischen Nationalfonds wollten. Und als sie drin waren, erinnert sich Lea Brunner, »da sind wir einfach hereingelatscht in die Versammlung und haben gesagt: Wir wollen auch etwas zum Bachelor sagen. Wir wollen eine öffentliche Debatte!« So einfach ging das. Die Studierenden durften sprechen, die Schweizerische Universitäts-Konferenz wurde brav abgebrochen. Aber die Studierenden saßen fortan in den wichtigsten Bachelor-Arbeitsgruppen.

»Wir Studierende waren damals nicht erpicht auf Bologna«, sagt Brunner. »Dass wir mitgemacht haben, war unter Studierenden nicht unumstritten. Aber wir haben Schadensbegrenzung betrieben – mit ein bisschen Schizophrenie.« So fix kann es gehen und so schnell schreibt man Geschichte.

Dass der Übergang vom Bachelor zum Master als Regel im nationalen Bachelor-Dokument steht, nennt man heute Lex Brunner.

Freilich, so einfach ist es nicht. Denn der Protest der vergangenen Wochen in Genf, Lausanne, Zürich und Basel war ja nicht nur eine Twitter-Fatamorgana. Der Funke aus Österreich hat gereicht, um für Wochen die Schweizer Unis zu entzünden. Die Studierenden sind keineswegs nur glücklich über den Bachelor, wie eine große nationale Studierendenbefragung von 2008 behauptet. In die Züricher Psychologische Beratung kommen deutlich mehr Studierende als vor dem Bachelor. In Bern ist es genauso, und der dortige Leiter, Sandro Vicini, führt das eindeutig auf den Bachelor zurück: »Die Belastung, neben dem Vollzeitstudium auch noch Geld zu verdienen, führt bei einigen Studierenden zu Stress«. Eine Umfrage unter Basler Medizinstudentinnen und -studenten sieht 75 Prozent als Gegner des Bachelors. Neun von zehn halten ihn für die Medizin gar ungeeignet. Der Züricher Geschichtspräsident Bernd Roeck ärgert sich, dass Bologna »bestimmt nicht den Typus der reflektierenden Studierenden fördert, Studierende, die Zeit brauchen, um sich für Themen zu erwärmen und nicht nur ergebniszentriert studieren.«

Woher kommen diese Widersprüche? Die einen sagen, dass der Bachelor klug eingeführt worden sei – aber der sich anschließende Studierendenzuwachs nicht gut genug finanziert werde. So entsteht Druck.

Peter Suter hat eine andere Erklärung. »Die Jüngsten sind nicht die Revolutionärsten«, sagt er zur Haltung der Kommilitonen. »Studierende sind häufig sehr konservativ, wenn es um Reformen des Studiums geht. Sie hängen am bestehenden System.« ■

DER AUTOR

Christian Füller

46, Politikredakteur der taz mit dem Schwerpunkt Bildung. Sein aktuelles Buch: »Ausweg Privatschulen? Was sie besser können, woran sie scheitern«, Edition Körber-Stiftung, März 2010



Bologna made by Schweiz

LÜNEBURG Aus einem guten Bachelor kommen Generalisten mit methodischer Handlungskompetenz in Theorie und Praxis. So das Konzept des Präsidenten der Leuphana Universität Lüneburg, des Schweizlers Sascha Spoun.



Die Diskussion über Sinn und Unsinn des Bologna-Prozesses hat mit den Protesten der Studierenden zum Ende des vergangenen Jahres einen Höhepunkt erreicht. Vielfältig waren die Einwände, die die Studierenden gegen die bisher erfolgte Umsetzung der Bachelor-/Master-Strukturen in Deutschland vorgebracht haben und die Reaktionen seitens der Politik zeigen, dass ein Nachbesserungsbedarf auch akzeptiert worden ist. An der Leuphana Universität Lüneburg haben wir mit der Einführung des Leuphana Colleges für das Bachelor-Studium seit dem Jahr 2007 konsequent einen anderen Weg beschritten als die meisten deutschen Hochschulen. Im Zuge einer grundlegenden Neuausrichtung der Universität wurde ein neues Studien- und Universitätsmodell eingeführt, das von den Grundsätzen des Humanismus, der Handlungsorientierung und der Nachhaltigkeit geleitet wird. Dabei stehen Persönlichkeitsbildung sowie fachliche und fachübergreifende methodische Bildung der Studierenden als Voraussetzung für lebenslanges Lernen für uns an vorderster Stelle.

Studienzeitverkürzung, früheres Erlangen der Berufsbefähigung und bessere Qualifikation für den Arbeitsmarkt waren einige der Schlagworte, die sich mit der Umsetzung des Bologna-Prozesses in Deutschland verbunden haben. Die Umstellungsprozesse der Studienprogramme haben aber oftmals dazu geführt, dass lediglich die alten Diplom- und Magister-Curricula in neue, gestraffte Abläufe überführt wurden. Auf

der Strecke blieb dann der Anspruch der Studierenden an eine akademische Ausbildung, die weit über eine bloß fachliche Qualifikation hinausgeht.

An der Leuphana haben wir zunächst zwei wichtige Entwicklungen forciert: Zum einen die Einführung eines neuen Universitätsmodells, das dem Grundgedanken des lebenslangen Lernens Rechnung trägt und das mit einem College für das Bachelor-Studium, einer Graduate School für Masterstudium und Promotion sowie einer Professional School für das berufs-

begleitende Weiterbildungsstudium den unterschiedlichen Qualifikationsbedürfnissen in verschiedenen Lebensphasen gerecht wird. Gleichzeitig haben wir mit dem Start des Colleges damit begonnen, ein neues Studienmodell einzuführen. An eine Startwoche und ein gemeinsames, fachübergreifendes erstes Semester aller Studierenden schließt sich das Studium in einem Schwerpunktfach (Major), einem Nebenfach (Minor) und einem interdisziplinären Komplementärstudium an. Große Wahlfreiheiten, neue Lehrkonzepte und vielfältige Anregungen zur Entfaltung der Persönlichkeit prägen das Studium. Die unterschiedlichen Kombinationsmöglichkeiten erlauben den Studierenden, nicht nur ihren speziellen Interessen gerecht zu werden, sondern auch systematisch die Interdisziplinarität des Studiums zu erfahren. Das Leuphana College bietet so den Studierenden einen Rahmen, um ihre fachwissenschaftlichen, fächerübergreifenden und sozialen Fähigkeiten entwickeln zu können. Die einzelnen Schwerpunktfächer sind dabei wichtige Elemente des Studiums, konstituieren es aber nicht alleine.

»Wir haben konsequent einen anderen Weg beschritten als die meisten Hochschulen«



Bildungsstreik 2009: Studierende gehen für bessere Studienbedingungen auf die Straße.

In der Startwoche erfahren Studienanfängerinnen und Studienanfänger von Beginn an die Begeisterung, die ein Studium und der gemeinsame fachübergreifende Diskurs zu wissenschaftlichen Fragen und Problemen auslösen können. Sie bearbeiten ein großes Projekt im Team, im Jahr 2009 beispielsweise ein Videoprojekt zu den Arbeiten von 35 Street Artists in Lüneburg. Im Leuphana Semester, das von allen Studienanfängerinnen und -anfängern unabhängig von ihrer Fächerwahl gemeinsam absolviert wird, erwerben die Studierenden quantitative und qualitative Methodenkompetenz, beschäftigen sich mit philosophisch orientierten Grundfragen der Wissenschaft wie zum Beispiel zur »Natur des Geistes«, und hinterfragen das ethisch motivierte Verantwortungsbewusstsein der Wissenschaft, zum Beispiel anhand des Themas Nachhaltigkeit. Ab dem zweiten Semester steht dann die Beschäftigung mit dem ausgewählten Major und dem Minor im Vordergrund. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Disziplinen in Major und Minor wird dabei stets vom Grundgedanken der Handlungsorientierung und einer interdisziplinären Perspektive getragen. Das Komplementärstudium verstärkt diese Perspektive, indem es als verpflichtender Bestandteil des Bachelor-Studiums die Studierenden dazu ermutigt, sich mit fachfremden Denkweisen auseinander zu setzen. Denn die komplexen Probleme der globalen Wissensgesellschaft machen längst nicht mehr an den Grenzen einzelner wissenschaftlicher Disziplinen Halt. Mit diesem Studienmodell strebt das Leuphana College an, dass zukünftige

Akademiker als Generalisten agieren können, die ihre methodische Handlungskompetenz aus theoretischen wie praktischen Erfahrungen und aus einzelnen vertiefenden Spezialgebieten gewonnen haben.

Die ersten Absolventinnen und Absolventen des Colleges werden die Universität im Sommer dieses Jahres verlassen. Wir haben allen Grund zu der Annahme, dass sie gut gerüstet sind für einen erfolgreichen Einstieg in den Arbeitsmarkt und dass sie eine akademische Qualifikation erworben haben, die ihnen dank einer fundierten Problemlösungskompetenz eine zukunftsfähige Basis für ihr weiteres Berufsleben bietet. ■

DER AUTOR

Sascha Spoun

41, Schweizer und Präsident der Leuphana Universität Lüneburg



Universität made by Schweiz

COTTBUS Der Schweizer Walther Ch. Zimmerli leitet die Brandenburgische Technische Universität Cottbus wie ein mittelständisches Unternehmen. Und das offensichtlich mit Erfolg. Seine Motivation und sein Konzept.



Das Informations-, Kommunikations- und Medienzentrum der BTU Cottbus.



In zyklischen Abständen ist wahlweise die Rede von einer »Überschweizerung der deutschen Universität« oder von einer »Unterwanderung der Schweiz durch deutsche Akademiker«. Außerdem gilt zum einen das Wort von den Kirschen in Nachbars Garten und zum anderen die – sieht man vom Thema Steuerflucht ab – grundsätzlich positive Einstellung der Deutschen zur Schweiz. Und so hält sich denn hartnäckig das Vorurteil, auch die Umstellung auf gestufte Studiengänge sei in der Schweiz besonders gut gelungen, und nun bedürfe es der Schweizer, um Bologna auch in Deutschland zu einem Erfolg zu machen.

Tatsächlich aber sind die Schweizer diesbezüglich auch nicht viel besser, und außerdem sind sie schon lange in Deutschland. Man muss nicht an das 18. Jahrhundert und die Rolle erinnern, die Albrecht von Haller in der neu gegründeten Aufklärungsuniversität Göttingen spielte, oder an das 19. und beginnende 20. Jahrhundert. Auch in der Zeit, die ich selber überblicke, war das nicht anders: In den Sechziger- und frühen Siebzigerjahren war etwa Walter Rüegg Rektor der Universität Frankfurt am Main und leitete die Westdeutsche Rektorenkonferenz, Peter Schneider war Rektor der Universität Mainz, mein Vater Rektor der Universität Göttingen und später Präsident der Göttinger Akademie der Wissenschaft. Als ich 1978 einen Ruf von Zürich an die Technische Universität Braunschweig annahm, gab es rund 200 Schweizer Professoren und Dozenten an deutschen Universitäten. Und ähnlich verhält es sich auch heute.

Was mich selbst betrifft, sind meine Motive, an der Umgestaltung der deutschen Universität aktiv und

in verantwortlichen Positionen mitzuwirken, nicht so sehr durch meine Herkunft aus und meinen anhaltenden Kontakt mit der Schweizer Bildungslandschaft zu erklären. Zwar bin ich der Universität Zürich immer noch als Privatdozent verbunden, bin unter anderem Präsident des Think-Tanks der Schweizer Akademie für Technikwissenschaften und habe die akademienübergreifende Arbeits- und Redaktionsgruppe des derzeit in meiner Heimat heiß diskutierten Weißbuchs »Zukunft Bildung Schweiz« geleitet. Geprägt haben mich aber meine vielfältigen internationalen Erfahrungen in Lehre und Forschung, zum Beispiel in vielen Ländern Europas, aber auch in den USA, Japan, Australien und seit 1994 intensiv in Südafrika, wo ich nicht nur beim Neuaufbau der Universitätslandschaft nach dem Ende der Apartheid, sondern auch bei der Gründung des Stellenbosch Institutes for Advanced Studies (STIAS) mitwirken durfte.

Ein anderer Beweggrund, die Entwicklung der deutschen Universität zu unterstützen, liegt in der Chance, die ich acht Jahre lang in der Privatwirtschaft erhielt – zunächst als Präsident der ersten deutschen Privatuniversität Witten/Herdecke und später als Mitglied des Topmanagements der Volkswagen AG und Gründungspräsident der Volkswagen AutoUni. Aus jener Zeit (1999 bis 2007) stammt meine, zugegebenermaßen nicht von allen Kollegen geteilte Überzeugung, dass auch staatliche Universitäten mittelständische Unternehmen sind, die zwar ihre akademischen Besonderheiten haben, aber durchaus unternehmerisch geführt werden können (und müssen!).

Die Brandenburgische Technische Universität (BTU) Cottbus, deren Präsident ich seit Mai 2007 bin, ist dafür ein gutes Beispiel. Damals befand sie sich trotz überdurchschnittlich guter Ausstattung und einer ausgezeichneten Betreuungsrelation mit rund 4000 Studierenden, einem Globalhaushalt von circa 50 Millionen Euro sowie einem Drittmittel- aufkommen von rund 17 Millionen Euro in einer quantitativen Krise.

»Auch staatliche Universitäten sind mittelständische Unternehmen«

Heute steht sie mit 6500 Studierenden und einem Drittmittel- aufkommen von knapp 27 Millionen Euro viel besser da, obwohl der Globalhaushalt sich sogar reduziert hat.

Was ist der Grund für diese Verbesserung? Wann immer ich im Zusammenhang meiner Entscheidung, die Präsidentschaft der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus zu übernehmen, nach meinen Zielen gefragt wurde, habe ich gesagt: Zunächst geht es mir darum, dass der Ruf der BTU so gut wird, wie sie in Wirklichkeit ist; sobald dieses Ziel erreicht ist, müssen wir dafür sorgen, dass die BTU so gut bleibt (oder in einzelnen Bereichen so gut wird!) wie ihr Ruf. Damit meinte ich, dass alles seine Zeit hat; wenn es in Befolgung der Maxime »Tue Gutes und rede darüber!« erforderlich ist, über das bereits erreichte Gute zu reden, bevor man neues Gutes tut, dann muss das eben so sein.

Im konkreten Falle der BTU musste zunächst einmal das mit den vermeintlichen Standortnachteilen (zum Beispiel im Tagebauebiet an der polnischen Grenze gelegen) verbundene negative Image beseitigt werden. Zu diesem Zweck wurde der erste Schritt eines dreistufigen Strategieprozesses eingeleitet: In mehreren Professorenklausuren wurde ein Leitbild (Vision und Mission Statement) entwickelt, in dem die fünf inhaltlichen Schwerpunkte der BTU (Energie, Umwelt, Material, Bauen sowie Informations- und Kommunikationstechnologien) mit der Umkehrung des Standortvorzeichens gekoppelt wurden: An die Stelle des negativ besetzten Randlage-Begriffs trat der positiv konnotierte Begriff »Reallabor«. Aus der negativ besetzten Vorstellung einer Region mit einem voraussehbar dramatischen demografischen Wandel wurde die positive Rekrutierungsstrategie mit dem Ziel, mehr als 50 Prozent der Studienanfänger aus Berlin, den alten Bundesländern und dem Ausland zu gewinnen; aus der Klage über die provinzielle Lage fern der Metropolen und nahe der polnischen Grenze wurde die Formel von der »weltbürgerlichen Provinz« (Süddeutsche Zeitung). Flankierend hierzu wurde eine Medienkampagne lanciert, die – anders als flächendeckende Kampagnen wie »Studieren in Fernost« – die Konsequenzen aus der Einsicht zogen, dass kein Mensch »im Osten«

oder in Brandenburg, jeder aber an einer bestimmten Universität in einer bestimmten Stadt studieren will. Anders gesagt: Es wurde die Bildung einer Marke »BTU Cottbus« lanciert und mit einem relativ aufwändigen Prozess der Entwicklung eines neuen Corporate Design flankiert – offenkundig mit gutem Erfolg: Das Magazin »Invest in Germany« spricht bereits jetzt von »the little university with the big reputation«.

Der zweite Schritt des Strategieprozesses, der parallel hierzu erfolgte, war die gemeinsame Formulierung eines Hochschulentwicklungsplans. Der dritte Schritt, in dem wir uns gerade befinden, ist die Anpassung der Struktur. Die alte, an einstufigen Langstudiengängen orientierte Gliederung der Universität in Fakultäten und Institute wird der neuen Realität der gestuften Studiengänge nicht gerecht. Andererseits kommt eine radikale Neugliederung in eine Matrix von horizontalen Schools und vertikalen Departments wohl für die meisten Kolleginnen und Kollegen noch zu früh, so dass eine Zwischenlösung erforderlich wird. An dieser arbeiten wir an der BTU zurzeit. Da die BTU Cottbus eine der wenigen Universitäten ist, die ihre Studiengänge bereits vollständig auf Bachelor und Master umgestellt hat, sind wir hier in der privilegierten Situation, bereits in die zweite Runde, das heißt in die Reform der Bologna reformierten Studiengänge eintreten zu können. Meine Erfahrung aus anderen Ländern und aus der Wirtschaft lehrt mich, dass wir das im gemeinsamen Gespräch mit den Studierenden tun müssen. Daher hat die Universitätsleitung gemeinsam mit den Studierenden eine »Cottbuser Bildungsdeklaration« verabschiedet, an deren Umsetzung jetzt gemeinsam gearbeitet wird. Wir hoffen, auch auf diesem Wege unserem Ziel einen Schritt näher zu kommen: so gut zu werden (oder zu bleiben) wie unser Ruf!

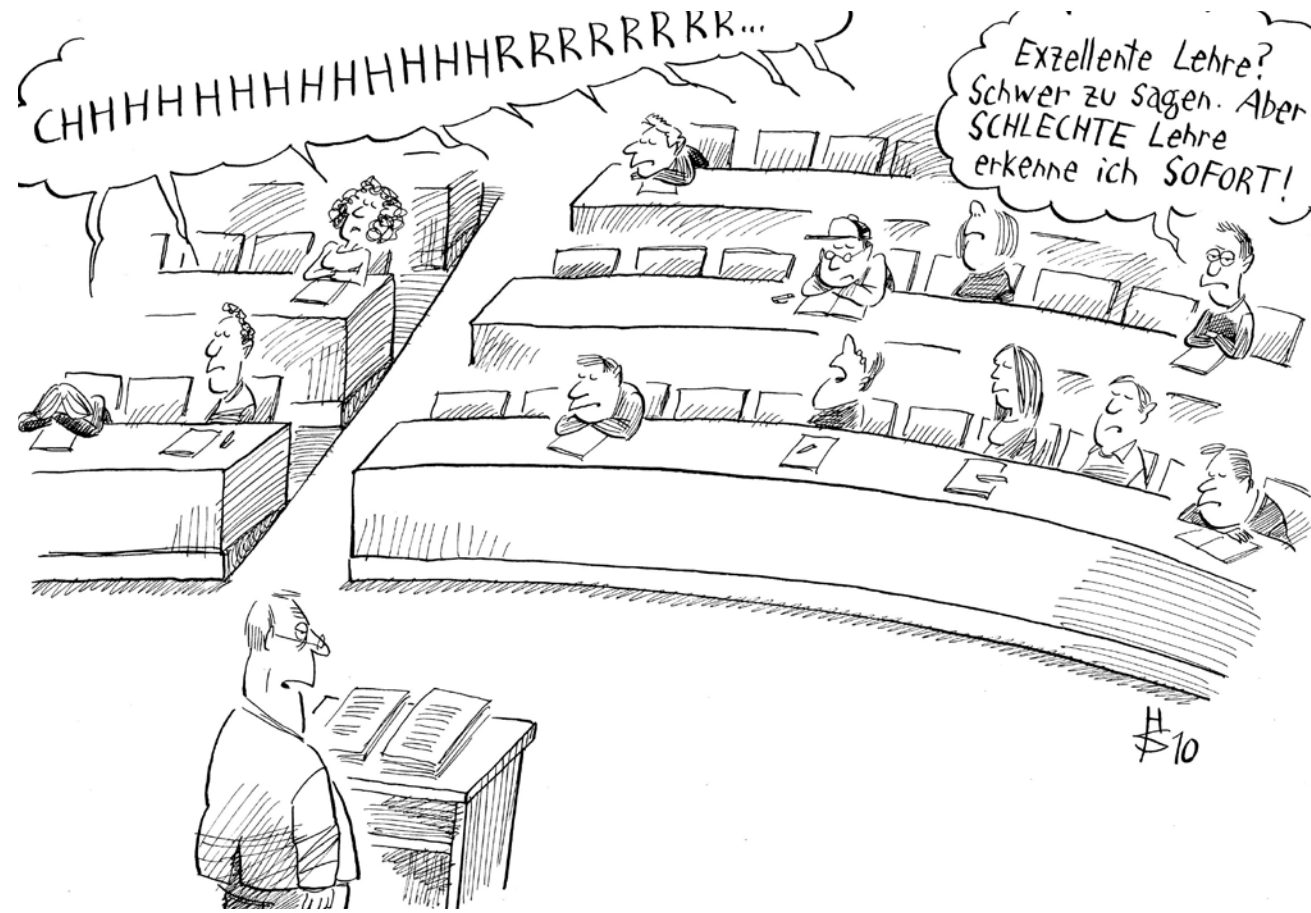
Wie man leicht sieht, liegt dies alles nicht daran, dass ich Schweizer bin. Umgekehrt glaube ich, dass viele Schweizer Universitäten diesen Weg erst noch vor sich haben. Sollte dabei Hilfe benötigt werden: die BTU (und die Schweizer in ihr) stehen für Besucher – auch aus der Schweiz – bereit, damit es dann doch vielleicht stimmt: dass die Schweizer kommen... ■

DER AUTOR

Walther Ch. Zimmerli

64, Schweizer und Präsident der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus





Gute Lehre I

PROFESSORENSICHT Alle reden von exzellenter Lehre. Doch wie sieht sie aus?

Reinhard Putz sagt, wie sie auch an deutschen Hochschulen machbar ist.

—Auf die Frage in einer Podiumsdiskussion, was denn gute Lehre eigentlich sei, ist einmal die Antwort gefallen: »Was gute Lehre ist, das wissen nur die Schüler, die Studierenden und der liebe Gott!« In diesem Satz ist die Problematik der Diskussion zum Thema in all seiner Breite ganz einfach umrissen. Für eine Definition guter Lehre gibt es eben keinen einzelnen quantitativen Aspekt, und dennoch fühlt sich jeder Studierende zur Frage, ob die Lehre, die er im Moment gerade erfährt, gut sei oder nicht, spontan zu einer – oft krassen – Antwort in der Lage. Außenstehende freilich suchen nach Parametern, die

als Grundlage für eine allgemeine Bewertung der Ausbildungsstätte, für die Bemessung des notwendigen Finanzaufwands der personellen und räumlichen Ressourcen, für strategische Planungen und nicht zuletzt für die politische Diskussion dienen könnten.

Natürlich gibt es einige selbstverständliche Rahmenbedingungen, die erfüllt sein müssen, begonnen

mit der Eignung der Unterrichtsräume bis hin zur Ausstattung und zum Stundenplan, der sich mit den Ideen und Illusionen eines jungen Menschen vereinbaren lassen muss. Darüber hinaus braucht es die für alle Beteiligten gemeinsam akzeptierte Vorgabe eines Ausbildungsziels, das Erleben eines gut geführten gemeinsamen Lernfortschritts, den Aufbau eines Klimas einer gemeinsamen Lernkultur, also schlicht-

karikatur: Heiko Sakurai

Fotos: LMU, (Autor), privat (Autorin)

weg das positive Bewusstsein, Teil einer Gemeinschaft zu sein, die die Studierenden in der vorgesehenen Zeit zu einem ihren persönlichen Möglichkeiten entsprechenden Abschluss bringt. Das alles sind Teilaspekte guter Lehre, die sich allerdings zusammenfügen müssen. So einfach scheint das dann: »Gute Lehre ist das, was alle Beteiligten als gute Lehre empfinden.«

Wir sollten in der Diskussion zwischen äußeren und inneren Merkmalen guter Lehre unterscheiden. Ein hoher Absolventenanteil in der Regelstudi-

»Anerkennung drückt sich in unserer Welt insbesondere im Marktwert aus«

enzeit und eine geringe Abbrecherquote lassen gewiss auf Effizienz eines Studiengangs schließen, ob die Teilnehmer ihre Lehrsituation als gut empfinden, geht daraus aber nicht hervor. Auch Prüfungserfolge für sich alleine betrachtet, rechtfertigen kein Urteil über die Qualität einer Ausbildung. In guter Lehre geht es um den sinnvollen, also zielorientierten Erwerb von Wissen, um Anwendung (Können) und um die Entwicklung einer dem Ausbildungsziel angemessenen Haltung. Es ist offensichtlich, dass Wissen gut, Können vielleicht und Haltung kaum quantitativ zu bewerten sind.

Es lohnt sich daher, die Rolle der Lehrpersonen ins Auge zu fassen. Exzellente Lehre hat etwas zu tun mit exzellenten Lehrern und Lehrerinnen! Deren Arbeit beruht auf drei Säulen: Einmal sind es ganz bestimmte Spielregeln, Techniken, die man lernen kann. Dann braucht es eine besondere Persönlichkeitsstruktur der Lehrperson, was oft mit Talent umschrieben wird, sich aber eher auf die Fähigkeit zur Empathie, zur verständnisvollen Einfühlung bezieht. Die dritte

Säule schließlich, die Grundlage für ein nachhaltiges Engagement über viele Jahre, ist aber eine stabile Motivation.

Methoden der Hochschuldidaktik kann man lernen; Kurse wachsen überall aus dem Boden. Verfahren zur Persönlichkeitsentwicklung findet man – wenn man es denn will – auch. Motivation aber ist ein zartes Gewächs, das jeden Tag neu gepflegt werden muss, am besten mit Anerkennung! Mit Schulterklopfen einerseits und mit moralisierenden

Appellen andererseits ist es allerdings nicht getan. Anerkennung drückt sich in unserer Welt insbesondere im Marktwert aus.

In den Hochschulen bedeutet Marktwert leistungsbezogener Gehaltsanteil, Karrierewert zusammen mit wissenschaftlicher Leistung und damit verbunden Statusanerkennung.

Gute Lehre führt die Studierenden in der Regelstudienzeit zum Erfolg, lässt die Studierenden sich dessen bewusst werden, dass erworbenes Wissen und erlernte Fähigkeiten für das in Aussicht genommene Tätigkeitsfeld ausreichen werden und lässt die Studierenden Vorbilder für ihr späteres berufliches Wirken erleben. ■



DER AUTOR

Reinhard Putz
67, Vizepräsident der Ludwig-Maximilians-Universität München. 2006 erhielt Putz den Ars legendi-Preis für exzellente Hochschullehre

Mein Professor Hudson

Am vergangenen Samstag habe ich eine E-Mail an Prof. Dr. George E. Hudson geschrieben, meinen ehemaligen Professor an einem US-amerikanischen College. Nach drei Stunden hatte ich eine ausführliche Antwort. Selbst nach Abschluss des Studiums engagiert sich Dr. Hudson für »seine« Studierenden! Wir waren nicht nur die Matrikelnummer auf einem Klausurbogen, sondern Studierende, die er kennen wollte und für deren Ausbildung er sich verantwortlich fühlte – und immer noch fühlt. Aus diesem Grund bietet Dr. Hudson täglich Sprechstunden an, erklärt Unverstandenes in persönlicher Runde, gibt Tipps und Ratschläge. Bei jedem einzelnen Studierenden legt er Wert auf eine Lehr-Lern-Partnerschaft. Dafür engagiert sich Dr. Hudson auch in der Freizeit: Den Abend der Präsidentschaftswahl haben alle Interessierten – Lehrende und Lernende – zusammen in der Mensa verfolgt und Dr. Hudson hat spannende Erklärungen gegeben, aber natürlich auch lustige Anekdoten erzählt. Das ist gute Lehre – eine Lehre mit Herz, Freude und Engagement.

In Deutschland hatte ich auch großartige Dozentinnen und Dozenten. Allerdings habe ich mich auch bewusst für eine kleine Universität mit einem guten Betreuungsverhältnis entschieden. Die Lehrenden/Professoren haben mir das Gefühl gegeben, dass ihnen die Lehre im Allgemeinen und ich als Studentin im Speziellen genauso wichtig sind wie ihre Forschung. Das merkt man selbst an der Begrüßung zur Sprechstunde: »Kommen Sie doch herein, womit kann ich Ihnen helfen?« Das dauert nicht viel länger als ein »Tag, machen Sie's kurz.« Aber es vermittelt ein ganz anderes Gefühl von Wertschätzung. Gute Lehrende gehen auf ihre Studierenden zu. Diese werden es ihnen auf ewig danken und ebenso viel Interesse und Engagement zeigen. Übrigens: Dr. Hudson hat besonders engagierte Studenten und Studentinnen – und von ihnen nun einen »Award for Distinguished Teaching« bekommen.

DIE AUTORIN

Nora M. Fasse
22, Bachelor-Absolventin Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt, Europastudien; Auslandssemester an der Wittenberg University Ohio (USA), Politikwissenschaften



Gute Lehre II

POLITIKERSICHT Wie sollen bei leeren öffentlichen Kassen Anreize für gute Lehre geschaffen werden? Diese Frage stellte das DSW-Journal Jan-Hendrik Olbertz. Er erinnert die Professoren daran, wofür sie eigentlich bezahlt werden.

—Ich kann Ihnen meine erste, spontane Reaktion auf diese Frage nicht ersparen: Handelt es sich beim Hochschullehrer um eine Tätigkeit, zu der man gegen vergeblichen Widerstand verurteilt wurde? Ist man nur um irgendwelcher Vorteile willen geneigt, diesen Beruf anzustreben beziehungsweise auszuüben? War es nicht vielmehr eine Berufung, ein Bekenntnis (wie es in der Bezeichnung »Professor« beziehungsweise »Professorin« noch mitschwingt), die in unauflösbarer Verbindung zum wissenschaftlichen Anspruch diesen Beruf ursprünglich ausmachte? Was ist davon geblieben?

Wenn er heute nicht mehr als Privileg, sondern als Last empfunden wird, oder nur als Weg, um in den Genuss von »Vorteilen« zu kommen, dann hätte sich in der Tradition des Berufsbilds etwas Wesentliches geändert. Das mag ich nicht recht glauben.

Für mich gehörte zu diesem Beruf vor allem die Freiheit, seinen wissenschaftlichen Interessen nachgehen zu können und selbst zu entscheiden, wie die Ergebnisse gerade jungen Menschen mitzuteilen sind. Und ebenso gehörte die Verpflichtung und Verantwortung dazu, dies mit Geschick und größtmöglicher Sorgfalt zu tun.

An einer Hochschule ist die Lehre eine Art Lackmustest der Forschung, also kein notwendiges Übel, sondern

unverzichtbarer Teil der Aufgaben eines Hochschullehrers. Deshalb heißt er auch so. Eine Prämie dafür zu fordern, dass man seinen Berufspflichten nachkommt, gewissermaßen eine Nichtverfehlungsprämie, halte ich für sonderbar.

Im Übrigen erhält der Hochschullehrer für seine Tätigkeit Monat für Monat, pünktlich und regelmäßig, ein Gehalt. Die ungefähre Höhe dieser Bezüge ist keine herbe Überraschung oder gar Kränkung,

»Forschung intakt – Lehre lädiert, das ist ein Trugschluss«

und sie werden gemeinhin auch nicht als prekär empfunden. In diesem Sinne lautet die Frage nicht so sehr, wie man gute Lehrende belohnen sollte, sondern eher, wie man weniger Engagierte wirksam an ihre Berufspflicht erinnern könnte. Gelänge das nicht, wären diejenigen, um die sich das Deutsche Studentenwerk vor allem kümmert – die Studierenden – zuerst die Leidtragenden.

Auf einen weiteren wichtigen Aspekt der Fragestellung will ich hier aufmerksam machen: Es ist meines Erachtens falsch, die Defizite im Bereich der akademischen Lehre aus einem Vergleich mit dem angeblich erfreulicheren Stand der Dinge in der universitären Forschung herzuleiten. For-

schung und Lehre an der Universität lassen sich nicht auf diese Weise konfrontieren oder in ein Konkurrenzverhältnis setzen. Die Forderung, die Ansprüche an die akademische Lehre wieder stärker den Ansprüchen an die Forschung anzugleichen, scheint sich auf ein Missverständnis zur Einheit von Forschung und Lehre zu gründen. Beider Verhältnis zueinander kann nicht vordergründig zu Ungunsten der einen oder der anderen Seite »aus der Balance« geraten sein, sondern es ist als solches gestört. Defizite in der akademischen Lehre sind oft genug auch Ausdruck von Wissenschaftsdefiziten. Forschung intakt – Lehre lädiert, das ist ein Trugschluss, denn beide Stützen der akademischen Welt können an einer Universität auf Dauer nur gemeinsam glücken oder misslingen.

Dies alles vorausgeschickt, halte ich es aber für angemessen und auch für richtig, besonders gute Hochschullehrerinnen und -lehrer zu würdigen. Dann geht es aber nicht so sehr um einen – am besten noch vertraglich verankerten – (Gehalts-)Anspruch, sondern um eine wertbezogene Antwort. Wenn Gutes Anerkennung verdient, verdient besonders Gutes besondere Anerkennung, auch als Aufmunterung und gutes Beispiel für alle Anderen. ■

DER AUTOR

Jan-Hendrik Olbertz
55, Kultusminister für die CDU in der Landesregierung Sachsen-Anhalt



Foto: Kultusministerium Sachsen-Anhalt

GUTE LEHRE III

Drei Fragen an Andreas Schlüter, Generalsekretär des Stifterverbands für die Deutsche Wissenschaft

DSW-Journal: Herr Schlüter, mit dem Wettbewerb für die exzellente Lehre haben Sie das Thema belebt und ins Rollen gebracht. Welche Vorschläge haben Sie, damit es auch in Bewegung bleibt?

Schlüter: Mit der Kür der Sieger im vergangenen Herbst ist der Wettbewerb exzellente Lehre nicht vorbei. Die zehn Preisträger haben sich verpflichtet, in einem Qualitätszirkel zusammenzuarbeiten, an dem sich auch die übrigen 14 Finalisten beteiligen können. Dort soll eine »Charta guter Lehre« erarbeitet werden. Was bedeutet gute Lehre? Welche Rahmenbedingungen benötigt sie? Was können Hochschulen in der Betreuung der Studierenden, in der Auswahl des Lehrpersonals besser machen? Solche Fragen wird die Charta beantworten. Sie kann gewissermaßen als Handreichung für alle Hochschulen in Deutschland dienen, die die Lehre voranbringen wollen.

Neben dem Qualitätszirkel wird es mindestens einmal jährlich eine große Lehr-/Lernkonferenz geben, mit der wir nicht nur den Preisträgern im Wettbewerb, sondern auch allen anderen Hochschulen eine Plattform bieten wollen, ihre Ideen und Initiativen zur Qualitätsentwicklung in der Lehre der Öffentlichkeit zu präsentieren. Den Auftakt machen wir im Oktober 2010 in Berlin gemeinsam mit der VolkswagenStiftung und der Stiftung Mercator. Der Stifterverband allein wird als private Förderinstitution allerdings nicht dafür sorgen können, dass gute Hochschullehre ganz oben auf der Agenda bleibt. Ganz entscheidend wird sein, was die Länder und der Bund tun. Die neue Runde der Exzellenzinitiative sollte so gestaltet werden, dass sich nur die Universitäten mit dem Label »Spitzenuniversität« schmücken dürfen, die auch in der grundständigen Lehre hervorragende Arbeit leisten.

Alle bestätigen die Notwendigkeit, gute Lehre an den Hochschulen verstärkt zu fördern. Doch in der Praxis scheitert es dann oft am Geld. Herr Schlüter, wie kann man dieses grundlegende und entwaffnende Argument entkräften?

Indem man die Alternativen benennt. Die sind nämlich viel teurer. Der Stifterverband hat vor einiger Zeit ausgerechnet, dass die Studienabbrecher volkswirtschaftliche Kosten in Höhe von 2,2 Milliarden Euro pro Jahr verursachen. Würde nur die Hälfte dieser Summe in die Lehre investiert, dann hätten wir nachhaltig in Qualifizierung und in die Zukunft investiert. Das Geld wäre

im Prinzip da. Wichtig ist aber noch etwas anderes: Gute Lehre muss nicht viel kosten. Jede Hochschule, die mehr Geld fordert, soll zunächst einmal sagen, wofür sie es konkret einsetzen will. Zusammen mit dem Deutschen Studentenwerk hat der Stifterverband unlängst die Verwendung der Studienbeiträge an den Hochschulen in Nordrhein-Westfalen untersucht. Dabei geht es um fast 100 Millionen Euro pro Semester, die ausschließlich der Verbesserung der Lehre dienen. Nun kam heraus: Etliche Hochschulen geben einen erheblichen Anteil gar nicht aus. Geld ist wichtig, aber es ist nicht entscheidend.



Der Stifterverband hält weitere Förderprogramme für erforderlich, um den Wettbewerb für die exzellente Lehre voranzutreiben und eine neue Dynamik freizusetzen. Sind punktuelle Förderprogramme wirklich der richtige Weg?

Es stimmt: Ein punktuell Förderprogramm allein kann allenfalls ein Anstoß sein. Aber wenn es gelingt, und im Fall des Wettbewerbs exzellente Lehre war das der Fall, die Aufmerksamkeit von Öffentlichkeit, Medien und Politik auf ein Thema zu lenken, dann kann schon ein einziges Programm viel bewegen.

Für den Stifterverband ist der Wettbewerb exzellente Lehre ein erster Schritt gewesen. Wir sind überzeugt, dass eine dynamische Qualitätsentwicklung in der Lehre einer verlässlichen Drittmittelförderung nach dem Vorbild der Forschungsförderung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft bedarf. Dabei geht es weniger um die materielle Förderung, obwohl auch die für viele Lehrinnovationen unabdingbar ist. Wichtiger ist, dass Drittmittel einer der wichtigsten Reputationsfaktoren in unserem Wissenschaftssystem sind. Eine »Stiftung Lehre« könnte dazu beitragen, dass gute Lehre karriererelevant wird. Damit wäre viel gewonnen.

→ www.stifterverband.de

Foto: Kay Herschelmann

Frecher Becher

BOTSCHAFTEN Raus aus der virtuellen Welt: Neue Coffee-to-go-Becher lassen Studierende auf dem Campus wieder direkt miteinander kommunizieren – Kontakte knüpfen, Gefühle zeigen und flirten.



»Milch und Zucker geben mir den Rest« – nein, dieser Stoßseufzer ist keine SMS. Und er steht auch nicht in einem Blog oder Chatroom, sondern auf den neuen Coffee-to-go-Bechern des Studentenwerks Frankfurt am Main. Die frechen Botschaften mit Bezug zum Inhalt sollen Gefühle ausdrücken und dabei helfen, Kontakte zu knüpfen. Raus aus der virtuellen Welt: Man kommuniziert auf dem Campus wieder direkt miteinander. Nach der gemeinsam besuchten Vorlesung bringt man der netten Kommilitonin einfach einen Becher Kaffee mit – und schon kommt man ins Gespräch. Und kann ihr dabei sogar tief in die Augen schauen.

Bye-bye Facebook und StudiVZ

Echte Kommunikation ist wieder angesagt. Bill Gates war einer der Ersten, der sein virtuelles Profil bei Facebook wieder löschen ließ, zurzeit verabschieden sich weitere User aus den sozialen Netzwerken. Im vergangenen Jahr ist in Großbritannien und den USA die Zahl der Schüler und Collegestudenten, die in den großen Netzwerken aktiv sind, erstmals leicht gesunken. Natürlich haben diese Abtrünnigen ihre eigene Internetseite: ausgestiegen.com. Deren Motto lautet: »Freunde treffen statt Freunde adden.«

RheinMain-Design

Die Idee, eigene Becher zu gestalten, stammt vom Studentenwerk Frankfurt am Main selbst, als Partner konnte es die Hochschule RheinMain gewinnen. Unter der Leitung von Prof. Christine Wagner haben zwei Studierende die originellen Motivserien entwickelt: Gabriela Fleck und Moritz Gemmerich. Beide studieren Kommunikationsdesign am Fachbereich Design, Informatik und Medien. Ihre Entwürfe überzeugen durch eine klare Sprache. Zu den Grüntönen des Studentenwerk-Logos haben sie verschiedene Schriften in einem sehr dunklen Braun gestellt.

Multiple-Choice

Mit der Motivserie »Interaktiv« startete die Becher-Aktion zum Wintersemester 2009/2010 mit großem Erfolg: Die Studierenden können ihre Botschaft im Multiple-Choice-Verfahren ankreuzen, zum Beispiel: »... weil ich mich entschuldigen möchte!« oder »... weil du schon Entzugserscheinungen hast!« Für die kommenden Semester sind weitere witzige Serien geplant – mit einem kleinen Bruder für den Espresso. Mehr wird aber noch nicht verraten. Die Becher gibt es in allen Mensen und Cafeterien des Studentenwerks Frankfurt am Main – pro Jahr verkauft es über eine Million davon! jaw



Auch die ostdeutschen Studentenwerke setzen auf Kommunikation via Coffee-to-go-Becher: »Studentenwerke im Dialog« heißt ihre zum WS 2009/2010 gestartete Marketinginitiative. Die neuen, rot-grün gewürfelten Becher hat eine Studentin der Burg Giebichenstein – Hochschule für Kunst und Design Halle entwickelt.

Fotos: Kay Herschelmann

Ausgeraucht!

KULTURWANDEL Albert Einstein tat es, Jean-Paul Sartre auch. Altkanzler Helmut Schmidt tut es noch. Sie alle qualmten und prägten das Bild des intellektuellen Rauchers. Heute dagegen soll dumm sein, wer raucht. Der Anti-Tabak-Trend an deutschen Hochschulen.

VON CHRISTIAN HARDINGHAUS

—Alle Einrichtungen der 394 deutschen Hochschulen sind rauchfrei – das ist auch dem Engagement studentischer Nichtraucherinitiativen zu verdanken. An vielen Hochschulen schafften sie es, ihre rauchenden Kommilitonen bereits vor dem Nichtraucherschutzgesetz 2007 aus den Seminarräumen zu verbannen. Vor 170 Jahren war es genau anders herum: Nur in geschlossenen Räumen war das Rauchen erlaubt, und die Studierenden kämpften darum, ihre Pfeifen auch im Freien anzünden zu dürfen. Heute bieten Hochschulen und Studentenwerke erfolgreich Nikotin-Entwöhnungskurse.

»Haltet mir einen Platz frei«, ruft Yvonne Slota ihren beiden Freundinnen nach, die schon im Eingang zur Mensa Schloßgarten in der Universität Osnabrück verschwunden sind. Es ist kalt an diesem Mittag. Schnee bedeckt den Rasen vor dem Barock-Schloss. Die 20-jährige, dunkelhaarige Studentin mit braunen Lederstiefeln und Leopardmuster-Schal hat sich eine Zigarette zwischen die Lippen gesteckt. Mit beiden Händen gräbt sie in ihrer schwarzen Ledertasche. Ein junger Mann mit grü-

ner Umhängetasche hält ihr ein Feuerzeug vor die Nase. »Danke«, sagt Yvonne, zündet die Zigarette an und atmet ein.

Das inhalierte Nikotin strömt in ihr Blut, erreicht in wenigen Sekunden ihr Gehirn, das sofort mit der Ausschüttung von Dopamin reagiert. Yvannes Herzschlag wird schneller, sie fühlt sich wach und ent-

»Interessant ist, dass immer weniger Intellektuelle und Akademiker rauchen. Je höher Sozialstatus und Bildung sind, desto geringer das Rauchverhalten«

spannt. Die Magensaftproduktion steigt, sie bekommt Hunger. Den verspürt sie heute viel seltener als zu Abitur-Zeiten. Dass dies vor allem mit dem Rauchen zu tun hat, weiß sie. Eigentlich ist die Studentin der Sozialwissenschaften im Stress. »Die Vorlesung war anstrengend, ich muss 'ne Klau-

sur schreiben, zuerst aber schnell etwas essen und dann zur Arbeit.« Trotzdem: Die Zeit für die Zigarette vor dem Essen nimmt sie sich, wie die etwa 30 anderen Studierenden um sie herum auch.

Pfeife: Grundausstattung des Studenten im 19. Jahrhundert

Rauchen vor der Uni: Das hätte der akademische Nachwuchs vor 170 Jahren auch gerne getan – aber bis 1847 war das Rauchen in Deutschland im Freien streng verboten. So waren die Münchner Studierenden gezwungen, in die Wirtshäuser rund um den Hofgarten einzukehren, wenn sie sich eine ihrer geliebten Langstielpfeifen anzünden wollten. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde das Qualmen von Pfeifen und Zigarren zum Inbegriff von Gelassenheit und Feingeist, besonders bei Studierenden: »Der Student kann eher ohne Latein als ohne lange Pfeife sein«, heißt es in einem zeitgenössischen Volkslied. Damals provozierte der Studiosus gerne in der Öffentlichkeit. Er wollte den einfältigen und naturverliebten Biedermännern die Freude am Duft frischer Blumen vermiesen. →

»Es gibt einen Kulturwandel, Rauchen ist einfach nicht mehr cool«

→ »Saufen von Teufelskraut«

Um 1500 probierte Rodrigo de Jerez, Seemann unter dem Kommando von Christopher Kolumbus, als Erster auf dem europäischen Kontinent das von den lateinamerikanischen Indianern abgeschautete Tabakrauchen aus. Die Folge: zehn Jahre Gefängnis. Im 16. Jahrhundert pries unter anderem der Franzose Jean Nicot den Tabak als Heil- und Zierpflanze – nach ihm wurde der süchtig machende Inhaltsstoff Nicotin benannt. Doch das »Saufen von Teufelskraut« blieb verboten, bei Verstößen drohte sogar die Todesstrafe. Während des Dreißigjährigen Kriegs brachten Kaufleute und Seefahrer verstärkt Tabak in deutsche Städte, und bald erkannten die Politiker das Kapital hinter dem braunen Kraut: Mitte des 18. Jahrhunderts wurde die Tabaksteuer eingeführt. Als Mitte des 19. Jahrhunderts immer mehr Deutsche auch zur schnellen Zigarette griffen, reagierte die Obrigkeit: Im ganzen Reich wurde das öffentliche Rauchen erstmals erlaubt. Seitdem rufen die Nichtraucher zum Kampf auf.

Einen letzten schnellen Zug, dann drückt Yvonne ihre Zigarette in einem der vier grünen, bis an den Rand gefüllten Aschenbecher vor der Glastür der Mensa aus. Nach dem Essen werde sie die »Nächste rauchen«, sagt sie. »Muss sein, aber ich rauche nur eine halbe Schachtel am Tag – am Wochenende viel mehr.« Rauchen findet die Master-Studentin im fünften Semester ausgleichend und kommunikativ. »Das wirkt doppelt. Nach Vorlesungen oder Klausuren kann man sich erholen und kommt ins Gespräch.«

Studierende rauchen weniger

Während in den 1950er Jahren noch jeder zweite Erwachsene rauchte, sind es heute laut einer Studie des Deutschen Krebsforschungszentrums (DKFZ) nur noch 30 Prozent. »Ein interessantes Ergebnis ist, dass immer weniger Intellektuelle und Akademiker rauchen. Je höher Sozialstatus und Bildung sind, desto geringer



ist das Rauchverhalten«, sagt Dr. Martina Pötschke-Langer, Leiterin der Stabsstelle Krebsprävention und des WHO-Kollaborationszentrums für Tabakkontrolle des DKFZ. Ein Gesundheits-Survey für Studierende des Landes Nordrhein-Westfalen, der von 2005 bis 2007 an 16 Hochschulen durchgeführt wurde, ergab, dass 22,3 Pro-



Yvonne Slota findet rauchen ausgleichend und kommunikativ.

zent der Studierenden rauchten. Das wurde im Vergleich zu Nichtstudierenden desselben Alters als verhältnismäßig gering eingestuft.

Doch waren es früher nicht gerade die großen Denker, Dichter und Literaten, die sich so gerne mit Pfeife oder Zigarre in der Öffentlichkeit präsentierten? Gibt es vielleicht einen Zusammenhang zwischen Intellekt und Nikotin? Pötschke-Langer sieht das nicht so: »Dass Intellektuelle nur mit Fluppe zu geistigen Höchstleistungen

fähig sind, ist doch ein Märchen und längst widerlegt. Die wenigen intellektuellen Dauerraucher sollten wir bedauern und ihnen helfen, möglichst bald von ihrer Sucht loszukommen.«

Die asiatische Gemüsepfanne in der Mensa war gut – jetzt hat Yvonne das Bedürfnis nach einer Zigarette. Mit ihren Freundinnen geht sie die Treppe vom Speisesaal hinunter ins Foyer. Ihr Blick fällt auf die Cafeteria. Die Wände hier sind in hellem Gelb gestrichen, an den hellbraunen Holztischen sitzen Studierende, lesen, tippen auf Notebooks. 2005 sah es an dieser Stelle anders aus: Dicke Rauchschwaden durchzogen den Raum. Die Wände waren auch gelb, aber vom Nikotin. Und auf den Tischen standen mit Zigarettenkippen überfüllte Aluminium-Aschenbecher. 2006 hat das Studentenwerk Osnabrück entschieden, das Rauchen in den drei Mensen und angeschlossenen Cafeterien in der Universität und der Fachhochschule zu untersagen. Wo früher an der Kippe gezogen wurde, spielen heute Kinder in der Baby-Lounge. Hier können die Kleinen auch ihren Kinderteller rauchfrei genießen. »Keiner beschwert sich darüber. Auch von den Rauchern bekommen wir nur positives Feedback«, sagt Birgit Bornemann, Geschäftsführerin des Studentenwerks Osnabrück.

Schon bevor im Zuge des Nichtraucherschutzgesetzes die Bundesländer 2007 das Rauchen in allen 394 deutschen Hochschulen untersagten, hatten einige Universitäten beschlossen, rauchfrei zu werden. Mit Unterstützung des »Arbeitskreis Gesundheitsfördernde Hochschulen« konnten Studenteninitiativen ihr Präsidium davon überzeugen, das Rauchen in den Lehrveranstaltungsräumen zu verbieten – teilweise auch auf dem ganzen Gelände. Zu den ersten rauchfreien Hochschulen gehörten 2004 die Universität zu Köln und die Bergische Universität Wuppertal. »Der Wunsch kam von den Studierenden selbst. Es gibt einen Kulturwandel, Rauchen ist einfach nicht mehr cool«, sagt Thomas Hartmann vom »Arbeitskreis Gesundheitsfördernde Hochschulen«. In Kooperation mit den Krankenkassen vermittelt der Zusam-

schluss Entwöhnungsprogramme und Präventionskurse für Studierende: »Die werden immer besser angenommen, vor allem von Frauen«, sagt Hartmann. Dies alles empfindet Detlef Petereit von der »Initiative für Genuß Berlin« als einen Eingriff in den freien Willen: »Studierende sind intelligent genug, um selbst zu entscheiden. Sie als Suchtkranke hinzustellen ist menschenverachtend.«

Das goldene Rauchzeitalter ist vorbei

Noch bis in die 1970er Jahre wären Präventionsprogramme gegen das Rauchen verlacht worden. Nach Lust und Laune wurde in den Hörsälen gepafft – der Dozent ging oft mit »gutem Beispiel« voran. Erst als Mitte der 1970er Jahre verstärkt über die Gefahren von Passivrauchen diskutiert wurde, häuften sich Beschwerden von Nichtrauchern, bis schließlich die Hörsäle rauchfrei wurden. Heute wäre selbst das Rauchen auf den Gängen vor Seminarräumen, wie man es bis 2007 noch beobachten konnte, undenkbar. Die große Raucherzeit der 1920er und 30er Jahre scheint vergessen. Überall rauchten sie damals: Zu Hause, im Theater, in den Kinosälen. Hollywood hat es vorgemacht. Später, in der Nachkriegszeit und in den 1950er Jahren, wurde dann so viel geraucht wie nie zuvor und nie danach.

Spät abends kommt Yvonne nach Hause. Zehn Stunden hat sie nach ihrem Mittagessen in einer Spielothek gearbeitet. Da wurde den ganzen Tag geraucht. Die Studentin hat leichte Kopfschmerzen und überlegt, ob das vielleicht an der verqualmten Arbeitsstätte liegen könnte. Bevor Yvonne sich heute schlafen legt, zündet sie sich die letzte Zigarette an – für heute zumindest. ■

DER AUTOR
Christian Hardinghaus
31, Historiker und freier Journalist aus Osnabrück



Fotos: PantherMedia/Thomas L. (Seite 22/23), Katrin Melcher (Seite 24)

Fotos: Katrin Melcher (oben), Hermann Pentermann

Eine feste Burg

STUDENTENWERK SCHLESWIG-HOLSTEIN Die Seeburg in Kiel wird 100 Jahre alt.

Eine Spurensuche von Alexander Knaak.

EIN HAUS ERZÄHLT SEINE GESCHICHTE

Die deutschen Studentenwerke teilen die wechselvolle Geschichte des 20. Jahrhunderts. Gegründet nach dem Ersten Weltkrieg, gleichgeschaltet im Nationalsozialismus, wurden die westdeutschen Studentenwerke nach 1945, die ostdeutschen nach der Wende 1990 neu gegründet. Am Beispiel von Studentenwerks-Häusern wird diese Geschichte lebendig.

Wie viele ältere Universitätsgebäude in Deutschland entstammt auch die Seeburg in Kiel mäzenatischer Förderung. Gestiftet 1892, erbaut 1909/10, überstand sie Kriege und Zeitläufe. Bis heute nimmt sie einen prominenten Platz an der Kieler Förde ein. Seit 1997 vom Studentenwerk Schleswig-Holstein als Mensa und Café-Restaurant betrieben, hat sie sich im vergangenen Jahrzehnt einen festen Platz innerhalb der gastronomischen Szene Kiels erobert. 2010 feiert sie ihr 100-jähriges Jubiläum.

Aller Anfang ist schwer

Theodor Wille hatte sein Geld im Kaffeehandel mit Brasilien gemacht. Als er 1892 das Zeitliche segnete, hinterließ der vermögende Kaufmann seiner Geburtsstadt Kiel ein Legat von zwei Millionen Goldmark, dessen Zinsen für pädagogische Zwecke verwendet werden sollten. Auch die Christian-Albrechts-Universität zu Kiel sollte nicht leer ausgehen (obwohl sie dies erst juristisch durchsetzen musste). Ab 1895 erhielt sie jährlich 10 000 Goldmark zur freien Verfügung. Es dauerte noch einmal fast anderthalb Jahrzehnte, bis die endgültige Verwendung dieser Mittel feststand.

Der Plan

1899 beschloss eine Universitätskommission, das Geld »zur Errichtung eines Gebäudes mit einem

Studentenkasino, einer Lesehalle, nebst Sitzungszimmer für wissenschaftliche Vereine und eventuell unter Anschluss einer Turn- und Fechthalle« zu verwenden. Der entsprechende Antrag vom Dezember 1899 wurde allerdings erst im August 1906 vom deutschen Kaiser bewilligt, der als oberster Landesherr des Königreichs Preußen zuständig war.

Der Standort

Die Universität kaufte 1907 den geschäftstüchtigen Stadtvätern Kiels das Grundstück Düsternbrooker Weg 2 für 200 000 Goldmark ab. Es lag ideal, gegenüber vom Schlossgarten und dem damaligen Universitätshauptstandort. Auf dem Grundstück hatte der königlich-dänische Landesbaumeister Johann Adam Richter 1767 ein nach ihm »Richters Hof« genanntes Landhaus errichten lassen, einen zweigeschossigen, Efeu umrankten Backsteinbau, der im Volksmund Seeburg genannt wurde.

Die alte Seeburg muss weichen

Der königliche Kreisbauinspektor Lohr stellte 1907 fest, dass das Richters'sche Haus in verhältnismäßig gutem baulichen Zustand sei. Das konnte aber nicht im Sinne der Uni-

versität sein, die hier einen Neubau errichten wollte. Also wurde bei einer erneuten Untersuchung Hausschwamm gefunden und die alte Seeburg im selben Jahr kurzerhand abgerissen. Die Pläne für den Neubau kamen von Theodor Fischer, einem der bedeutendsten Architekten seiner Zeit. Am 14. Mai 1909 wurde der Grundstein gelegt, und nach fast anderthalb Jahren Bauarbeiten konnte am 12. November 1910 die neue Seeburg eingeweiht werden.

Der Neubau

Reformarchitekt Fischer hatte sich – wie es seine Art war – an die ortsübliche Bauweise angepasst und einen kompakten Baukörper mit einer Fassade aus roten Klinkern entworfen. Die Hauptansichtsseite lag zur Förde und wurde vom großen, besonders hervorgehobenen Festsaal dominiert. Dieser reichte vom ersten Obergeschoss bis in die Dachzone und ragte auch nach vorne als Mittelrisalit über die übrige Fassadenfläche heraus. Drei große, im oberen Bereich kreisförmig strukturierte Fenster unterstrichen die Bedeutung des zentralen Bauteils, das auch in das steile Mansarddach hineinreichte und kurz unterhalb des Giebels von einer Dachterrasse bekrönt wurde. Das Erdgeschoss mit seinen Lese- und Speisesälen wurde von 19 enggestellten Fenstern rhythmisiert, im wasserseitigen Untergeschoss fanden



Fotos: Renko Buß, Bauzeitschrift »Profanbau« 1912, privat (Autor)

die Küche und die Bootsräume ihren Platz. Zur Straßenseite hin erhielt das im Vergleich mit anderen Bauwerken seiner Epoche sehr streng, fast schon minimalistisch gestaltete Gebäude ein stilisiertes Burgtor mit dem Wappen der Universität.

Krieg und Nachkrieg

Den Ersten Weltkrieg überstand die Seeburg unbeschadet, im Zweiten hagelte es Bomben auf den zentralen Marine-Standort Kiel. Bei einem besonders schweren Angriff 1944 trafen mehrere Spreng-

sätze das Gebäude. Erst ein Jahr nach Kriegsende konnte der Mensa-Notbetrieb wieder aufgenommen werden. In den folgenden Jahren wurde das Gebäude insgesamt wieder instand gesetzt, wenn auch in deutlich vereinfachter Form. Statt des eindrucksvollen, steilen Mansarddaches setzte man ein einfaches, flaches Walm-dach auf. Eine Zwischendecke durchschnitt nun den Festsaal, der gewonnene Raum wurde in Büros umgewandelt. Der Mittelrisalit des Festsaals wurde an der Dachtraufe abgeschnitten und mit einem Flachdach an das übrige Notdach angeschlossen.

Neue Bedrohungen und Wiederauferstehung

Die Verlagerung der Universität vom Schlossgarten auf das ehemalige Gelände der ehemaligen ELECTROACUSTIC GmbH im Norden Kiels (Olshausenstraße) Anfang der 1960er Jahre stellte die weitere Existenz der Mensa Seeburg in Frage. Doch der Auf- und Ausbau der medizinischen Fakultät rund um die nahegelegene Universitätsklinik sorgte für neue Kundschaft. Seit dieser Zeit ist die Seeburg auch für die »normale« Bevölkerung geöffnet. Damals war auch der frühere Personalchef des Studentenwerks, Karl-Heinz Hahn, oft dort zu Gast. Doch das hatte seine Tücken. So wurde ihm bei einer Tanzveranstaltung der Eintritt verweigert, weil seine Hose keinen der damals modischen »Balkons« (Umschlag) aufwies, ein anderes Mal hatte er sich unwissentlich passend zum Essen angezogen, da sein Ledersakko, wie er hin-

terher feststellte, der Konsistenz des gerade genossenen Steaks gleichkam. Die damalige Pächterin war offenbar auch sonst nicht vom Glück verfolgt, und so wurde die Seeburg 1994 geschlossen und bei der Gelegenheit umfassend überholt. Zwar wurde die äußere Gestalt des Bauwerks in ihrer Nachkriegsform belassen und auch das Mansarddach nicht wiederhergestellt, doch dafür führte man im Innern des Gebäudes eine Komplettsanierung durch.

Neubeginn

1997 war es dann so weit: Die Seeburg, mittlerweile per Vertrag von der Universität an die Studentenwerks-Tochtergesellschaft Seeburg GmbH verpachtet, wurde als Restaurant und Café sowie Mensa neu eröffnet. Im Untergeschoss auf der Fördeseite wurde zusätzlich das Bistro Kielinie eingerichtet – mit seinem im Sommer überaus beliebten Biergarten fast direkt am Wasser. Das im November 2010 anstehende 100-jährige Jubiläum soll angemessen begangen werden. ■

IN ZAHLEN RESTAURANT UND MENSA SEEBURG

Erbaut 1909/1910, Baukosten 500 000 Reichsmark, eröffnet am 12. November 1910, damalige Kapazität 500 Essen pro Schicht, 200 Sitzplätze, von 1994 bis 1997 saniert und umgebaut, Gesamtkosten 5 Millionen DM, Kapazität heute nominell 250 Essen pro Schicht, Mensa: 150 Plätze; Restaurant, Café und Bistro Kielinie: 90 Plätze.
→ Restaurant und Café/Mensa Seeburg, Düsternbrooker Weg 2, 24105 Kiel

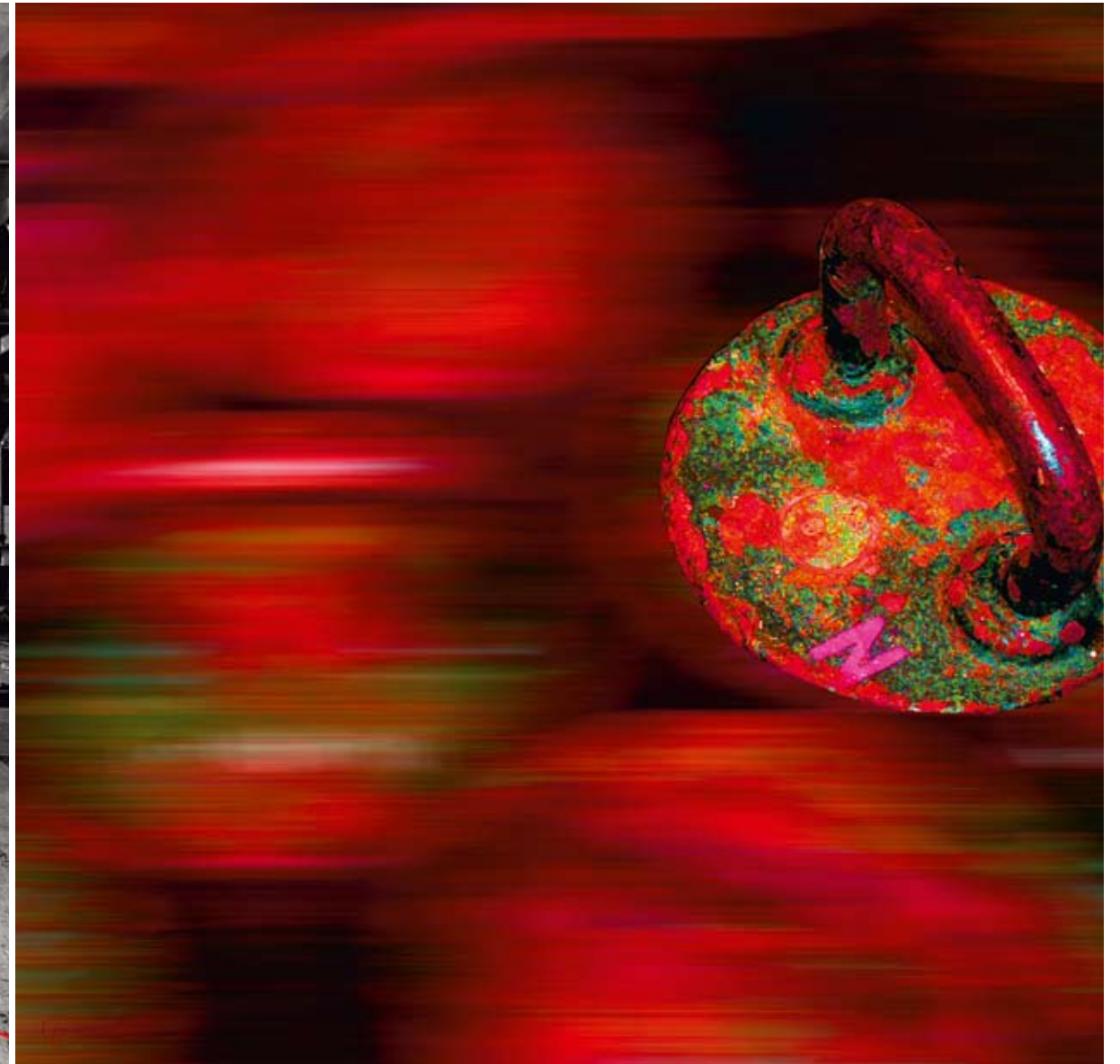
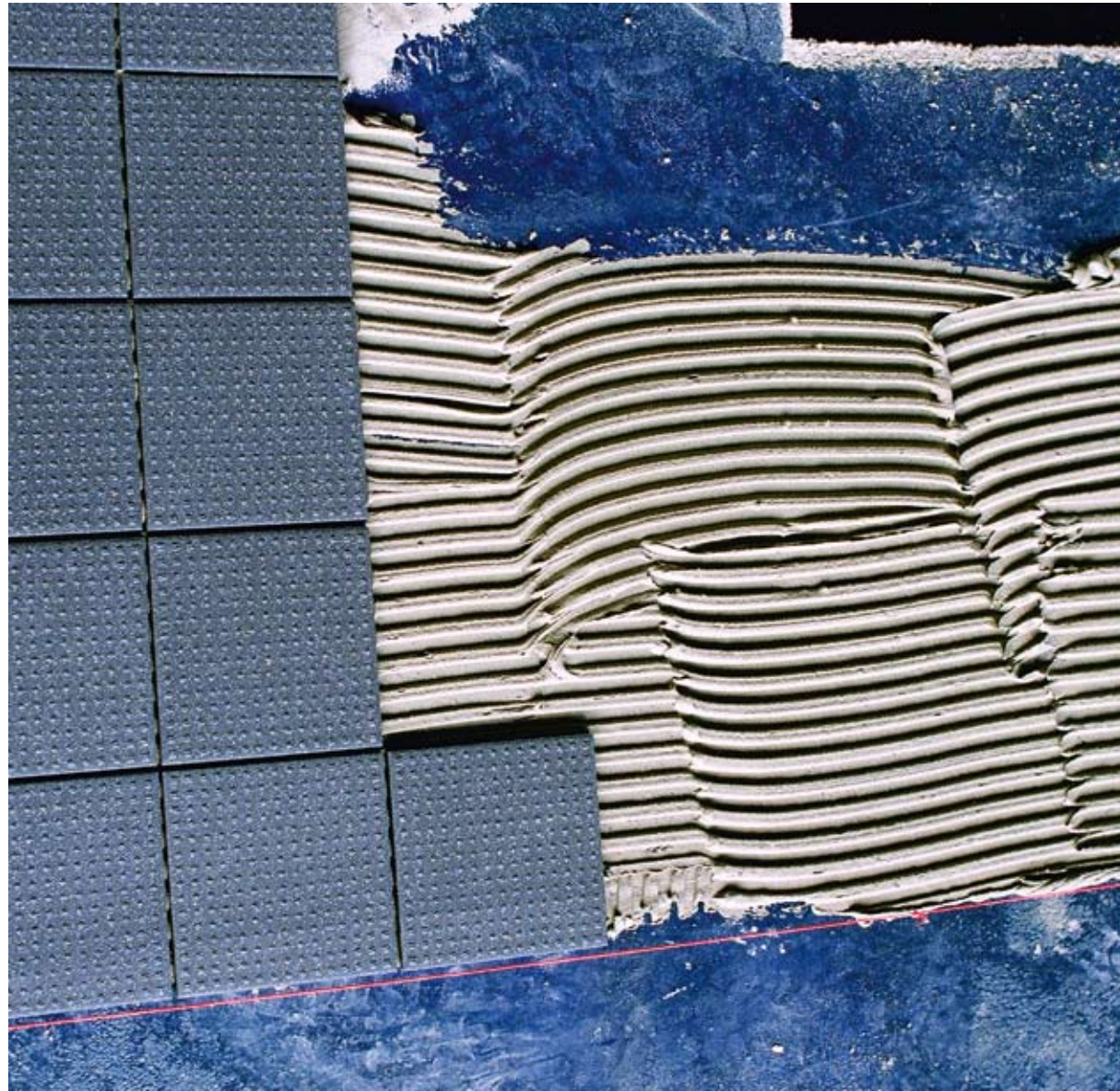
Studentenwerk Schleswig-Holstein

Rund 44 600 Studierende an den sechs Hochschulstandorten Kiel, Lübeck, Flensburg, Heide, Wedel, Elmshorn mit insgesamt 11 Hochschulen, 379 Beschäftigte, 24,5 Millionen Euro Jahresumsatz, 32 Wohnanlagen, 3000 Wohnheimplätze, 16 Mensen und Cafeterien mit 5600 Plätzen, 6 Kitas mit 277 Plätzen, 45 Millionen Euro BAföG-Auszahlungen jährlich.
→ www.studentenwerk-s-h.de

DER AUTOR

Alexander Knaak
48, Publizist und Übersetzer





FrISCHE Fugenmasse, kilometerweise Kabel oder Gewichte aus dem Fahrstuhl: Der Göttinger Fotograf Schuchardt macht aus einer Baustelle Kunst.

Kunst im Bau

CAMERA WORK Staub, Lärm, Dreck – so stellt man sich eine Baustelle vor. Ein Fotograf und eine Mediendesignerin beweisen beim Umbau der Göttinger Zentralmensa, dass es auch ganz anders sein kann.

Der Mann mit der Kamera ist bald kein Unbekannter mehr auf der Baustelle in Göttingen. Beinahe täglich sieht man ihn im Schutt herumstiefeln und sein Objektiv auf staubige Kabelrollen, freigelegte Rohre und tonnenschwere Wanddurchbrüche halten. Doch die Bauarbeiter lassen ihn gewähren, schließlich ist Wolf Schuchardt in offizieller Mission hier: Er hat den Auftrag, die Sanierung der Zentralmensa des Studentenwerks Göttingen zu dokumentieren. Was zu diesem Zeitpunkt noch keiner ahnt: Herauskommen werden am Ende die schönsten Baustellenbilder Deutschlands.

Fotos: Wolf Schuchardt

Rückblende: 2006 fällt der Startschuss für den Umbau der 33 Jahre alten Göttinger Zentralmensa. Jetzt sollen neue Zeiten anbrechen: Themenstationen mit Front-Cooking, Grill und Dessertbuffet statt Essen vom Fließband, moderne Erlebnisgastronomie statt Siebziger-Jahre-Charme. Wolf Schuchardt ist dabei, als die Köche aus- und die Bauarbeiter einziehen und die Mensa entkernt wird. Er verfolgt, wie die veraltete Technik rausfliegt, neue Zwischenwände eingezogen, kilometerweise Leitungen und Rohre verlegt und Aufzugschächte eingebaut werden. Sein Fotografenaug sieht die Schönheit in den noch unfertigen Zuständen. In der →



Im größten Chaos kommt Humor ins Spiel: Die Bauschuttrutsche wird zum »sound of silence« und für die Baustelle heißt es »waiting for a miracle«.

Ein Rohrverschluss träumt davon, ein Bullauge zu sein; Handfeger schlafen bis zum nächsten Einsatz.

→ Trümmerlandschaft fotografiert er abgetakelte Entlüftungsfiler und auf ihren Einsatz wartende Handfeger. Ein simpler Rohrverschluss wird unter seiner Linse zum Bullauge und frisch gespachtelte Fugenmassen zum Ornament.

Auf seinem fotografischen Weg über die Baustelle wird Schuchardt auch von den Bauarbeitern unterstützt: Die Männer, die den Mann mit der Kamera schnell akzeptiert haben, kommen und weisen ihn immer wieder auf Neues hin: »Eine schöne Zusammenarbeit«, sagt der Fotograf rückblickend. Drei Jahre und 200 Baubesprechungen später, nachdem 200 000 Schrauben verbaut, drei Kilometer Was-

serrohre und 20 Kilometer Stromleitungen neu verlegt sind, ist es soweit: Die Mensa kann wieder eröffnet werden. In der Kamera von Wolf Schuchardt sind es 6491 Bilder geworden. Mit der Zeit ist die Idee gereift, über die reine Baustellendokumentation hinaus mehr aus den Fotos zu machen. Nun kommt die Mediendesignerin Conny Blaack ins Spiel. Gemeinsam sichten die beiden Mitarbeiter des Studentenwerks die Ausbeute, sortieren, wählen aus, bearbeiten teilweise Fotos am Bildschirm. Es entstehen verschiedene Fotoserien, die ihren eigenen ästhetischen Reiz entfalten.

Fotos: Wolf Schuchardt

In der Serie »schwarzweissrot« setzt die Farbe Rot Akzente und lässt schmunzeln, wenn beispielsweise die Bauschuttrutsche zum »sound of silence« wird. Einblick in eine Bauruine gewährt »waiting for a miracle«. »Das war genau einen Monat vor der Wiedereröffnung«, berichtet Schuchardt. Doch das Wunder geschah – alles wurde rechtzeitig fertig. In der Serie »So oder so« steht einem Originalfoto jeweils ein computer-generiertes Pendant gegenüber und erzählt seine Geschichte weiter: Bei der Aufnahme mächtiger Gewichtsklötze verweist erst das verwischte Gegenstück in Rot darauf, dass die Schwer-

gewichte durchaus in Bewegung kommen können – nämlich als Fahrgast-Dummys beim Austarieren der neuen Fahrstühle.

Ende 2009 hat Göttingen nicht nur eine »neue« Zentralmensa, sondern auch eine Ausstellung mit 44 bemerkenswerten Aufnahmen vom Alltag einer Großbaustelle. Damit hat das Studentenwerk einmal mehr sein kulturelles Engagement unter Beweis gestellt. Das sieht auch Christa Mirwald vom Studentenwerk Göttingen so und ergänzt: »Nicht umsonst werden wir schon mal als die größte Galerie Süd-Niedersachsens bezeichnet!« *avw*

→ www.studentenwerk-goettingen.de/concretecolours.html

Pädagogische Pragmatikerin

SABINE KUNST Sie ist eine der wenigen Frauen, die in Deutschland eine Universität leiten. Und das mit Erfolg. Die Präsidentin der Universität Potsdam hat sich den Blick für soziale, kulturelle und politische Belange bewahrt.

VON ANJA KÜHNE



__Wer die Universität Potsdam leitet, dem liegt einer der schönsten Parks Europas zu Füßen. Inmitten der Wälder und Seen des Havellandes führen prächtige Alleen vorbei an Rondellen mit Fontänen, Statuen und Ziergärten hin zum Schloss mit seinen Terrassen. »Sanssouci« hat Friedrich der Große den Sommersitz genannt, und so heißt auch der Park. An dessen westlichem Ende liegt das prächtige Neue Palais, direkt dahinter der Haupt-Campus der Universität Potsdam.

»Sanssouci« – sorgenfrei sind die Leitungen deutscher Universitäten nie. Potsdams Präsidentin Sabine Kunst aber hat ein besonders anstrengendes Semester hinter sich. Seit Monaten ist die Harmonie, die der Ort ausstrahlt, gestört. Im November 2009 führten Potsdamer Studierende die zweite Welle des im Sommer begonnenen »Bildungsstreiks« bundesweit an, indem sie das Audimax besetzten – unmittelbar, nachdem die Uni sich im Wettbewerb für exzellente Lehre der Kultusministerkonferenz und des Stifterverbands für die Deutsche Wissenschaft durchgesetzt hatte. Für Kunst begann ein monatelanges Gerangel mit den Aktivisten. Höhepunkt war der Neujahrsempfang der Uni. Einige Studierende beschimpften die Präsidentin, lösten den Feueralarm aus und versuchten, das Präsidialamt zu besetzen.

Die politisch weit links gesonnene Kerngruppe der Protestler sieht in Sabine Kunst einen entscheidenden Grund dafür, dass sie mit ihren Forderungen – darunter Viertelparität in den Gremien und »freie Fahrt für freie Geister« im Bachelor und Master – noch nicht durchgedrungen ist. »Aussetzen und Ausweichen« sei Kunsts Strategie, heißt es in einem offenen Brief der Besetzer vom Januar.

Kunst indes eignet sich nur schlecht dazu, dem Feindbild der Aktivisten zu entsprechen. Die 20 Störer beim Neujahrsempfang haben sich aggressiv verhalten. Einige von ihnen schienen »frustriert und wütend«, sagt Kunst. Sie selbst wirkt trotzdem nicht feindselig: »Die sollten sich einmal richtig ausschlafen.« Dabei klingt sie nicht herablassend, sondern eher pädagogisch – und auch pragmatisch, was zur preußisch geprägten Mentalität der Brandenburger passt. Die 55-jährige Kunst selbst stammt von der Nordseeküste, aus Wesselburen in Dittmarschen. Für die Besetzer des Potsdamer Audimax wurde die Nüchternheit der Präsidentin jedoch zu einer Herausforderung: Weil der besetzte Hörsaal Löcher in die Raumplanung der Uni riss, ließ Kunst einfach ein Zelt als »Auditorium provisorium« errichten – zum Ärger der Besetzer. Sie hatten den Eindruck, Kunst wolle so den aufgebauten Druck entweichen lassen. Mitte Januar konnte Kunst schließlich ohne Häme registrieren, dass die Streikenden das Audimax nach vielen Wochen geräumt haben, und dass es völlig unbeschädigt ist: »Die Besetzer haben bewiesen, dass sie einen Wischmopp

Foto: Kay Herschelmann

→ bedienen können«, stellt sie in einem der für sie typischen knappen und anschaulichen Sätze fest. Grundsätzlich hält sie es für unglaublich wichtig, dass sich die Studierenden mit ihren Erfahrungen und auch mit ihrer Kritik in die Prozesse der Hochschule einbringen.

Mag sein, dass die Besetzer müde sind. Kunst jedenfalls sind die vergangenen Wochen nicht anzumerken. Sie verfügt über eine ungewöhnlich große Energie. Das beweist schon ihre wissenschaftliche Laufbahn. Die meisten Studierenden wählen ihre Fächer aus benachbarten Bereichen. Die Studentin Kunst hingegen kombinierte Biologie und Chemie mit Politologie und Philosophie und sattelte gleich im Anschluss ein zweites Studium in Wasserbauingenieurwesen



ZUR PERSON Sabine Kunst

Geboren in Wesselburen (1954), studierte sie Biologie und Politologie, im Anschluss daran Wasserbauingenieurwesen. 1982 folgte die Promotion zum Dr.-Ing. der Umweltbiotechnologie, Bauingenieur- und Vermessungswesen und 1990 zum Dr. phil. der Politikwissenschaft, Technikbewertung und Interdisziplinarität. 1990 wurde sie am Fachbereich Bauingenieur- und Vermessungswesen der Universität Hannover habilitiert, 1991 folgte die Universitätsprofessur. Von 2005 bis 2007 war Kunst Vizepräsidentin für Lehre, Studium, Weiterbildung und Internationales an der Universität Hannover. Seit Januar 2007 leitet sie die Universität Potsdam als Präsidentin. Sabine Kunst ist verheiratet und hat drei Kinder.

auf. 1982 wurde sie in Hannover zum Dr.-Ing. mit einer Arbeit zur anaeroben Industrieabwasserreinigung promoviert und 1990 zum Dr. phil. mit einer Arbeit über Technikbewertung – zeitgleich mit der Habilitation am Fachbereich Bauingenieur- und Vermessungswesen der Universität Hannover. »Wahrscheinlich ist mir ein Fach zu langweilig«, sagt Kunst. Ingenieure würden in der praktischen Anwendung ihrer Forschung oft soziale, kulturelle oder politische Aspekte übersehen.

Kunst hat an der Technischen Hochschule Darmstadt und beim Umweltbundesamt Berlin sowie an der Technischen Universität Hamburg geforscht. 1991 wurde sie an die Universität Hannover berufen, zwischen 2005 bis 2007 war sie dort Vizepräsidentin für Lehre, Studium, Weiterbildung und Internationales. Seit dem 1. Januar 2007 ist sie Präsidentin der Universität Potsdam – und damit eine von sehr wenigen Frauen, die in Deutschland eine Universität leiten.

Ein großes Problem im Bachelor wollte Kunst gleich nach ihrem Amtsantritt anpacken: Es bleibt kaum Zeit für Auslandsaufenthalte. Darum kündigte sie an, in Potsdam den vierjährigen Bachelor mit einer einjährigen Eingangsphase zum Regelfall machen zu wollen. Kunst selbst hat immer wieder auch im Ausland geforscht, in Südafrika, Bolivien, Peru, Mexico, Costa Rica, Brasilien oder Sibirien. Inzwischen ist Internationalität ihr Anliegen auch als Vorstandsmitglied des DAAD. Doch die Potsdamer Professoren ließen sie abblitzen. Sie hatten keinen Nerv dafür, die mühselig zusammengestellten Studienprogramme zu Makulatur zu erklären und wieder von vorn zu beginnen.

Womöglich überschätzen manche der Streikaktivisten die Handlungsmöglichkeiten der Präsidentin. Bisher läuft Kunsts Modell nur in den Geowissenschaften und in Patholinguistik. Zum Wintersemester 2010/2011 wird zudem ein achtsemestriger internationaler BA »Interdisziplinäre Russlandstudien« eingerichtet. Kunst setzt darauf, dass ihre Kollegen sich unter dem Eindruck der großen öffentlichen Bologna-Debatte doch noch zu einer großen Reform der Reform durchringen: Drei Jahre bis zum Abschluss seien einfach »zu dürrtig«: »Die Studierenden haben dann noch nicht das Gefühl, selber laufen zu können.« Wäre der Bachelor vierjährig, ginge »die Welt auch nicht unter«, wenn nicht jeder in den Master kommt, meint Kunst. Der Master hätte dann noch ein Jahr – genug Zeit, für eine Vorbereitung auf eine »flotte Promotion« nach weiteren zwei Jahren.

Vielleicht hilft ja auch der Generationswechsel, in dem die erst 19 Jahre alte Universität sich befindet und der »eine irre Verjüngung« bringt, wie Kunst formuliert. Die jüngeren Kollegen würden kaum mit der sonst verbreiteten Attitüde des »Nur-Forschers« auftreten. Bei den Berufungsverhandlungen werden Zielvereinbarungen auch zur Lehre geschlossen. Werden die Leistungen nicht erbracht, zieht die Universität die »Daumenschrauben an«. Teile des Gehalts werden dann nicht verstetigt. Ein Zentrum für Qualitätsentwicklung ist im Aufbau und die Universität ist zudem bereits zugelassen zur Systemakkreditierung.



Fotos: Kay Henschelmann, privat (Autorin)

Auch zu Kunsts Studienzeiten waren die Universitäten überfüllt: »Ich habe ein Jahr gebraucht, bis ich verstanden habe, wie es funktioniert«, erzählt sie. Trotz eines BAföG-Darlehens musste sie neben dem Studium jobben, als Kellnerin oder als studentische Hilfskraft. Denn drei ihrer sechs Geschwister waren zur gleichen Zeit in der Ausbildung. Kunst wohnte im Studentenwohnheim – einem Hochhaus in der Hannoveraner Dorotheenstraße – und in Wohngemeinschaften.

Mit Sorge beobachtet Kunst deshalb auch, dass preiswerter Wohnraum für Potsdamer Studierende knapp wird. Nur neun

»Eine Anwesenheitsliste ist ja kein Leistungsnachweis. Für die bloße Abnutzung der Hose gibt es sowieso keine ECTS-Punkte«

Prozent finden einen Platz im Studentenwohnheim. Kunst ist jedoch zuversichtlich. Das Studentenwerk Potsdam und die Stadt seien dabei, neue Betten in großer Zahl zu schaffen – wenn auch nicht immer, wie von Studierendenvertretern gewünscht, im Zentrum der Stadt. »Sehr beengt« sei allerdings die räumliche Situation auf dem

Haupt-Campus. Die Bologna-Reform zwingt die Studierenden dazu, mehr Zeit in der Universität zu verbringen. Doch anders als auf dem Campus Golm fehlt es am Neuen Palais an Ruhe- und Arbeitsräumen. So halten sich Studierende auch nach dem Essen in der Mensa auf.

Der Bildungsprotest ist in Potsdam inzwischen leiser geworden. Am Runden Tisch wird beraten, wie Mängel im Studium behoben werden können. Gegen volle Seminare wird Kunst indes wenig machen können. Brandenburg ist arm. Anwesenheitslisten aber – in einem YouTube-Video ist zu sehen, wie Potsdamer Studierende sie im Aktenvernichter zerschreddern – sind für die Präsidentin verzichtbar: »Das ist ja kein Leistungsnachweis. Für die bloße Abnutzung der Hose gibt es sowieso keine ECTS-Punkte«, sagt sie. Anders als viele ihrer Kollegen und manche Studierende, lehnt Kunst den Bachelor aber nicht pauschal ab: Zwei von ihren drei Kindern studieren im Bachelor: »Es ist zu schaffen«, ist Kunst sicher. Und fügt hinzu: »Hätte ich die Wahl, ich würde heute im Bachelor studieren.« ■

DIE AUTORIN
Anja Kühne
 42, Verantwortliche Redakteurin Wissen, Der Tagesspiegel

Inflation der Wettbewerbe

ANALYSE Wie viele Preise für exzellente Lehre in Deutschland vergeben werden, lässt sich kaum noch überblicken. Wie nachhaltig ist der Preisregen?

VON YVONNE GLOBERT

—Vor zwei Jahren warf der Wissenschaftsrat den deutschen Bildungspolitikern ein dickes Paket auf den Schreibtisch. Sattete 115 Seiten, gefüllt mit allerlei Empfehlungen für eine bessere Hochschullehre. Kostenpunkt: 1,1 Milliarden Euro. So viel schien dem Beratungsgremium von Bund und Ländern die Verbesserung der Betreuungsverhältnisse an den Unis wert. Wäre nicht die Wirtschaftskrise gekommen, wer weiß... Tat sie aber – und wer heute mehr Geld für die Lehre will, muss schon darum konkurrieren. So sieht es das Prinzip des Wettbewerbs vor. Und von eben diesem gibt es auch in der Lehre inzwischen reichlich.

Der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft und die Kultusministerkonferenz waren die Ersten: Im Oktober zeichneten sie vier Fachhochschulen und sechs Universitäten für deren exzellente Lehre aus. Gemeinsames Preisgeld: zehn Millionen Euro. Zu den Siegern gehört etwa die HAW Hamburg. Sie will jedem neuberufenen Hochschullehrer künftig einen Coach zur Seite stellen, der dann regelmäßig Lehrveranstaltungen des Neulings besucht und – wenn nötig – ihn mit Lehtipps versorgt. Auch dabei: die TU Kaiserslautern, die Studienanfängern über ein achtwöchiges Pre-Bachelor-Programm den Studienbeginn erleichtern will und dabei offenbar noch die Wehklagen der Bildungstreiker über die Versäumnisse beim Bachelor im Ohr hatte.

Dem Namen nach zu urteilen gilt dies wohl auch für den Wettbewerb, den die Stiftung Mercator und die VolkswagenStiftung im Februar auslobten. Unter dem Titel »Bologna – Zukunft der Lehre« konnten sich deutsche Hochschulen in drei Förderlinien bewerben. Um Hochschulen bei der Entwicklung und Erprobung neuer Curricula im Bachelor-Studium zu unterstützen, stellten die Stiftungen ebenfalls zehn Millionen Euro zur Verfügung. Helfen wollen sie damit auch beim Aufbau von Expertengruppen und Kompetenzz-

entren für die Hochschullehre und zudem Geld für internationale Konferenzen und Workshops zur Verfügung stellen. Beide Wettbewerbe zielen dabei erstmals auf ganze Hochschulen, die ihre bisherigen Lehrkonzepte systematisch weiterentwickeln sollen.

Ganz neu aber ist der Wettstreit um die beste Lehre keineswegs: Zum fünften Mal schon vergeben beispielsweise Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft und Hochschulrektorenkonferenz in diesem Jahr den »Ars legendi« an einen herausragenden Wissenschaftler. Und wie viele Lehrpreise die einzelnen Bundesländer und schließlich die Hochschulen selbst in ihren Reihen vergeben, lässt sich kaum noch überblicken. Es hagelt Auszeichnungen. Nur, nutzt der Preisregen auch tatsächlich der Lehre?

»Die Sieger der Lehrwettbewerbe sollen vor allem Modell stehen für den Rest der Hochschullandschaft«

Einer, der es wissen muss, ist Joachim Winter. Der Volkswirt bekam den »Ars legendi« 2008, weil er es geschafft hatte, auch riesige Vorlesungen zu an sich trockenen Themen für die Masse interessant zu machen. Damals hatte sich der junge Professor, der an der Ludwig-Maximilians-Universität München empirische Wirtschaftsforschung lehrt, noch Sprüche anhören müssen, wenn ihn seine Studierende in den Lehrevaluationen wieder einmal über den grünen Klee gelobt hatten. Hauptsache, er vernachlässige seine Forschungsarbeit nicht, rieten ihm Kollegen. Mit einer guten Lehre allein lasse sich schließlich nicht Hochschulkarriere machen. Mit dem »Ars legendi«, so hoffte Winter damals, würde seine Lehrleistung mehr anerkannt und – ebenso



wie Veröffentlichungen – als Indikator wissenschaftlicher Exzellenz betrachtet. So kam es aber nicht. »Zumindest die VWL ist nach wie vor forschungsgetrieben«, sagt Winter heute, nicht ohne Enttäuschung. »Ich habe gedacht, ein solcher Preis hätte einen stärkeren Effekt.« Dabei passt seine Erfahrung nur zu dem, was vor allem Nachwuchswissenschaftler tagtäglich erleben. Karin Nickelsen, Sprecherin der Arbeitsgruppe »Lehre« bei der Jungen Akademie jedenfalls findet: »Bei der Stellensuche ist ein Lehrpreis bislang kein Kriterium.«

Auch Peter Strohschneider weiß um die »Asymmetrie von Forschung und Lehre«. Dass das deutsche Hochschulsystem den Fokus auf erstere lege, sei nun einmal seiner Tradition geschuldet. »Wir brauchen einen Kultur- und Mentalitätswandel«, fordert der Vorsitzende des Wissenschaftsrats. Wettbewerbe, wie sie der Stifterverband und die Stiftung Mercator ins Leben riefen, könne er in diesem Zusammenhang nur begrüßen. Nicht zuletzt, weil sich Strohschneider durch sie auch in eigenen Forderungen bestätigt sieht: Dass Mercator- und VolkswagenStiftung mit ihrer aktuellen Initiative unter anderem Kompetenzzentren für die Hochschullehre schaffen wollen, freut Strohschneider besonders. Denn solche Fachzentren für bestimmte Disziplinen und Fächergruppen, angelehnt am Modell der britischen Subject Centers, finden sich auch in den Empfehlungen des Wissenschaftsrats.

Zu große Hoffnungen aber würde auch Strohschneider nicht in die neue Wettbewerbskultur setzen. Denn das Kernproblem, dass die Hochschulen weit über Kapazität ausbilden und ein hauptberuflicher Professor an einer deutschen Universität im Schnitt etwa 60 Studierende betreut, lösen auch sie nicht. Mit zehn Millionen Euro, die ein solches Unterfangen einmalig ins System spült, ist der Gestaltungsrahmen übersichtlich. Erst Recht im Vergleich zur Förderung deutscher

Spitzenforschung: Zur Fortsetzung der Exzellenzinitiative nehmen Bund und Länder ganze 2,7 Milliarden Euro in die Hand.

Dass eine höhere Lehrqualität aber ausschließlich eine Frage des Geldes sein soll, stößt nicht minder auf Skepsis. So zeigte jüngst eine zweite gemeinsame Studie zur Verwendung von Studiengebühren in Nordrhein-Westfalen, die das Deutsche Studentenwerk und der Stifterverband durchführten: Die Hochschulen verwenden die zusätzlichen Einnahmen, die ausschließlich der Lehre zugute kommen sollen, häufig ohne jede Fantasie. »Da wird dann wieder ein PC angeschafft, weil ihnen nichts Neues einfällt«, sagt Bettina Jorzik, die beim Stifterverband den Bereich »Lehre und akademischer Nachwuchs« leitet.

Die Sieger der Lehrwettbewerbe sollen dagegen vor allem Modell stehen für den Rest der Hochschullandschaft. In ein paar Monaten, so die Vorstellung des Stifterverbands, werden die prämierten Unis und Fachhochschulen eine Charta mit fachübergreifenden Standards erarbeiten, an der sich Hochschulen bundesweit orientieren können.

Doch wirken ihre Ideen tatsächlich in die Breite? Hochschulexperten warnen vor zu viel Euphorie. Zum Beispiel Michael Jaeger von der Hochschul-Informationssystem GmbH (HIS). Auch er landet schnell bei der Finanzfrage: »Bei den Wettbewerben handelt es sich ja schließlich nur um eine Anschubfinanzierung.« Ob die Prämierten ihre Ideen tatsächlich verstetigten, wenn eigenes Geld investiert werden müsse, sei noch zu beobachten. Und ob sie darüber hinaus flächendeckend Anwendung finden, ist wieder eine ganz andere Frage. ■



DIE AUTORIN

Yvonne Globert

33, Redakteurin Wissen&Bildung, Frankfurter Rundschau

AUS DEN STUDENTENWERKEN



Fleischlos in Berlin

Gemüsebratling, Sojageschnitzeltes und Salat soweit das Auge reicht: Berlins jüngste Studentenwerks-Mensa macht fleischlos glücklich. Dass nach der Wiedereröffnung der alten FU-Mensa »Van't-Hoff-Straße« nur noch Gemüse&Co. auf den Tisch kommt, haben sich die Studierenden so gewünscht. Aber nicht nur beim Speisenangebot konnten sie mitreden, auch der neue Name geht auf ihren Vorschlag zurück: »Veggi No 1 – die Grüne Mensa« landete dabei auf Platz eins. Tessiner Pilzrisotto und Peruanischer Linsensalat machen damit die deutsche Hauptstadt nicht nur zum Vorreiter, sondern vielleicht auch bald zum Trendsetter, schließlich gibt es in noch keiner anderen Stadt eine vegetarische Mensa für Studierende. *avw*

→ www.studentenwerk-berlin.de → Mensen & Cafeterien

PERSONALIA

Neu an der Spitze



Der Soziale Sein Interesse gilt der Kombination von sozialen und rechtlichen Themen. Das passt! Seit dem 1. Januar 2010 ist **Martin Richter** neuer Geschäftsführer des Studentenwerks Dresden. Bereits während seines

Studiums der Rechtswissenschaften an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster und der TU Dresden engagierte er sich im Studentenrat der TU Dresden und war Geschäftsführer für Soziales. Zudem bot er Sozial- und BAföG-Beratung für Studierende an. Bis 2003 arbeitete Richter als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Juristischen Fakultät der TU Dresden, anschließend als Geschäftsführer des Diakonischen Werks Dippoldiswalde e.V. Ergänzend studierte er im Fernstudium Evangelische Theologie. *jaw*

→ www.studentenwerk-dresden.de

Trierisch für Erstis

Neue Wohnung, neue Freunde, neue Sprache!? Erstsemesterlinge müssen sich zu Beginn ihres Studiums an einiges Neues gewöhnen. Beim Wohnen, Essen und Finanzieren helfen die Studenten- und Studierendenwerke. Das Studiwerk Trier macht seine Studienanfänger nebenbei noch fit für die Kommunikation mit den Einheimischen. Zusammen mit dem Trierer Original Helmut Leindecker hat das Studiwerk zwei Sprachkurse entwickelt, um den Trierer Dialekt – und den Trierer Humor – verständlich zu machen. Oder wissen Sie, was der Trierer Triathlon ist? Lehrreich und lustig! *jf*

→ www.youtube.com → Trierisch Sprachkurs



Schwarzwaldstube mit Torte

Sahnig, schokoladig, riesig und vor allem nicht echt ist das Stück Schwarzwälder Kirschtorte, das das Studentenwerk Freiburg neuerdings seinen Studierenden anbietet: Genäht hat es die Sozialarbeits-Studentin Simone Schreijäg für den »Black Forest Bastel-Battle«. Der rund einen Meter hohe Tortenklassiker aus Styropor und Stoff hat die Herzen der Jury und einen ersten Platz beim »Bastel-Battle« erobert. Mit diesem Wettbewerb bat das Studentenwerk um originelle Dekorationsstücke für seinen neu gestalteten Infoladen. Wer in diesen Tagen also auf der Suche nach einem Zimmer oder Ferienjob das



Studentenwerk betritt, findet sich mitten im Schwarzwald wieder, Vogelgezwitscher inklusive. Waldtapete, Holzbank und Hackklotz sorgen für heimeliges Flair. Seit dem »Bastel-Battle« vervollständigen ein skurriler Bollenhut, die Light-Version einer Kuckucksuhr und das riesige Schwarzwälder Tortenstück das Ambiente. *avw*

→ www.studentenwerk-freiburg.de/News

Fotos: Luise Wagener, privat (Personalialia), Studentenwerk Freiburg; Karikatur: Helmut Leindecker



Es bleibt spannend: Wie werden die Studierenden ihre Mini-Häuschen dieses Mal gestalten?

Wohnen auf dem Götterthron Olymp

Die Athletinnen erwartete bei den Olympischen Spielen 1972 gleich ein eigenes Dorf mit 800 Bungalows: das »Olympische Frauendorf«. Die zweigeschossigen Maisonettewohnungen übernahm anschließend das Studentenwerk München für seine Studierenden. Diese durften sich hier – mit Pinsel und Farbe versorgt – auf 25 Quadratmetern künstlerisch verwirklichen. Das Ergebnis war einzigartig: kreativ bemalte und mit Grünpflanzen bewachsene, individuelle Wohnhäuschen. Wegen

Schimmel und Feuchtigkeit musste 35 Jahre später die einzigartige Wohnidylle »Olydorf« abgerissen werden. In den folgenden Jahren entstanden auf diesem Gelände 1052 kubische, in der Anmutung ähnliche Wohneinheiten. Die Gassen und die Dorfstruktur blieben erhalten. Seit Beginn des Wintersemesters 2009/2010 können die 18 Quadratmeter großen Wohnwürfel von den Studierenden neu bezogen – und bemalt – werden. Die Götter werden sich freuen. *ml*

→ www.studentenwerk-muenchen.de

Philosophische Mensa

»Hin und wieder« ein Dessert – gerne in der frisch renovierten Mensa Morgenstelle des Studentenwerks Tübingen-Hohenheim. Nach vier Monaten Umbauzeit konnte sie im Oktober 2009 wiedereröffnet werden. Dabei wurden die Küche, die Spülmaschine und der Freeflow-Ausgabenbereich neu gestaltet. So gibt es jetzt auch einen Pizza-Ofen, eine Wok- sowie eine Grillstation. Und eine Leuchtinstallation. Die Worte »HIN UND WIEDER ABER DENNOCH« hängen von der Decke und erzeugen durch ihre wechselnden Farben unterschiedliche



Stimmungen. Erdacht hat sie der Philosophie- und Ästhetik-Professor Hannes Böhringer von der Hochschule für Bildende Künste Braunschweig. Für ihn beschreiben die Worte das Zweifeln der Studierenden in ihrer aktuellen Lebensphase: Tue ich das Richtige? Bin ich gut genug? Darüber hinaus laden sie zum Assoziieren und Diskutieren ein – eigene Interpretationen sind erwünscht. *jaw*

→ www.my-stuwe.de

Fotos: Studentenwerk München, Cliff Serna, Studentenwerk Tübingen-Hohenheim, Studentenwerk Paderborn

Wok'n Roll

Unter dem Motto »To go – to bring – to stay« bietet das Studentenwerk Paderborn ein innovatives gastronomisches Konzept: einen asiatischen Wok-Service. Das Angebot besteht aus Nudeln in vielen verschiedenen Varianten zu günstigen Preisen. Studierende und Mitarbeiter der Universität Paderborn können sich ihre Portion »to go« mitnehmen – oder sich direkt auf den Campus oder ins Büro bringen lassen »to bring«. Als Basis-Station für Wok'n Roll dient eine umgebaute Pizzeria. Von hier aus wird der Lieferservice betrieben, aber das Wok-Restaurant lädt auch zum Verweilen und Genießen ein: »to stay«. *nf*

→ www.studentenwerk-pb.de/gastronomie



DSW-Journal
Magazin des Deutschen Studentenwerks (DSW)
Ausgabe 1/2010

Das DSW-Journal erscheint viermal im Jahr.

Herausgeber: Deutsches Studentenwerk e. V.
Monbijouplatz 11
10178 Berlin

Verantwortlich: Achim Meyer auf der Heyde (amadh),
Generalsekretär

Chefredaktion: Marijke Lass (ml)
marijke.lass@studentenwerke.de

Redaktion:
Prof. Dr. Rolf Dobischat, Nora M. Fasse (nf), Jessica Fischer (jf), Stefan Grob (sg),
Sabine Jawurek (jaw), Angela von Wietersheim (avw)

An dieser Ausgabe haben außerdem mitgewirkt:
Fritz Berger, Christian Füller, Yvonne Globert, Christian Hardinghaus,
Dr. Alexander Knaak, Dr. Anja Kühne, Prof. Dr. Jan-Hendrik Olbertz,
Prof. Dr. Reinhard Putz, Prof. Dr. Sascha Spoun, Prof. Dr. Walther Ch. Zimmerli

Fotos:
BTU Cottbus, Renko Buß, M. Bussmann, CDU/CSU, Die Hoffotografen, Die Linke,
DSW, Hardy Haenel, Kay Herschelmann, Kultusministerium Sachsen-Anhalt,
LMU, Katrin Melcher, PantherMedia/Christa E./Thomas L./Norma W., Hermann
Pentermann, Profanbau, Saarländisches Staatstheater, Heidi Scherm, Wolf
Schuchardt, Volkmar Schulz/Keystone, Cliff Serna, Studentenwerke Freiburg,
München, Paderborn, Tübingen-Hohenheim; Luise Wagener, Rüdiger Wölk,
www.stillsonline.de

Karikaturen: Daniela Kirchlechner, Helmut Leienecker, Heiko Sakurai

Grafik: Kerstin Schröer

Produktion: Dominik Herrmann

Druck: Henrich Druck + Medien GmbH
www.henrich.de

Beratung: Helmut Ortner
www.ortner-concept.de

Anzeigen:
dswjournal-anzeigen@studentenwerke.de
Es gilt die Anzeigenpreisliste vom 1. Januar 2010

Redaktionsanschrift:
Deutsches Studentenwerk e. V.
Redaktion DSW-Journal
Monbijouplatz 11
10178 Berlin
Tel.: +49(0)30-29 77 27-43
Fax: +49(0)30-29 77 27-99
E-Mail: dswjournal@studentenwerke.de
www.studentenwerke.de

Nachdruck und Wiedergabe von Beiträgen aus dem DSW-Journal sind nur mit
ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion erlaubt.



DSW-KURZPORTRÄT

»Gesetze,
Gummibärchen,
gute Laune«

Die Recht-Schreiberin

Susanne Schroeder, 44, Juristin und Übersetzerin/Dolmetscherin
Nach dem »oder« steht doch kein Komma! Susanne Schroeder diskutiert leidenschaftlich gerne über Rechtschreibung und setzt sich für verständliche juristische Texte ein. Seit 2009 ist die Juristin und Übersetzerin für Englisch und Französisch Mitarbeiterin im Referat Studienfinanzierung und Bildungspolitische Fragen des Deutschen Studentenwerks. Hier organisiert sie unter anderem die BAFöG-Seminare, wertet die relevante Gesetzgebung aus, arbeitet an der Sozialerhebung mit und hält die BAFöG-Publikationen aktuell. Gerne beantwortet sie auch Fragen von Studierenden. Schroeders Weg ist beachtlich: Nach dem Studium der Sprachwissenschaften war sie zunächst Reiseleiterin und Lehrerin für Fremdsprachen. Dann folgte das Studium der Rechtswissenschaften, das sie in eine Rechtsanwaltskanzlei führte. Bei der Industrie- und Handelskammer Berlin war das Thema der Recht-Schreiberin die berufliche Weiterbildung. Irgendwann dazwischen lag auch noch ein Jahr in Frankreich – als Fremdsprachenassistentin. *jaw*
→ susanne.schroeder@studentenwerke.de

Tatort Universität

Ein stilles Drama spielt sich an deutschen Hochschulen ab, denn Kreativität und Innovation werden nicht höchste Priorität eingeräumt. Der Grad der Innovationsfähigkeit entscheide aber über die Zukunft entwickelter Gesellschaften, so Wolf Wagner, Autor des Buchs »Tatort Universität«. Die Voraussetzung dafür sei Kreativität. Doch die deutsche Hochschule versage in dieser Beziehung auf ganzer Linie. Und damit erkläre sich auch, dass die Zukunft Deutschlands unter anderem von seinen Hochschulen bestimmt würde. Fazit: Der qualitative und quantitative Ausbau des Bildungssystems ist Voraussetzung der Entwicklung und der internationalen Wettbewerbsfähigkeit. Wagner argumentiert mit Plutarch, Meister Eckhart, Wilhelm von Humboldt, Karl Popper und Max Weber: Nur verrücktes und exaktes Denken durch eine Vielfalt von Talenten und Möglichkeiten führt zum Erfolg. Schafft die Voraussetzungen für ihr Gedeihen! *ml*
Wolf Wagner. Tatort Universität. Vom Versagen deutscher Hochschulen und ihrer Rettung. Stuttgart 2010 → www.klett-cotta.de



Foto: Heidi Scherm

Aufrecht gegen sozialen Numerus clausus

NACHRUF Zum Tod des ehemaligen DSW-Präsidenten Prof. Dr. Gerald Grünwald

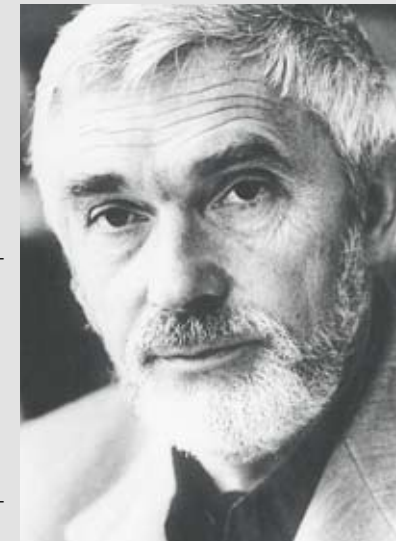
Professor Gerald Grünwald begegnete ich als studentischer Vorlesungssprecher 1975 am Bonner Juridicum. Seine »Einführung in das Strafrecht« hörte ich zusammen mit rund dreihundert Kommilitonen. Er betrat den Hörsaal leicht nach vorne gebeugt. Das war weniger seiner schweren Aktentasche geschuldet, als seiner Körpergröße. Niemandem wäre in den Sinn gekommen, deshalb an seinem aufrechten Gang zu zweifeln.

Die Fähigkeit zum aufrechten Gang stellte er nicht allein als einer der ganz wenigen fortschrittlich liberalen Rechtsprofessoren in Bonn unter Beweis, sondern auch durch sein jahrelanges Eintreten für die sozialen Rahmenbedingungen des Studiums.

Grünwald, am 5. September 1929 in Prag geboren, studierte in Göttingen und war dort 1952 AStA-Vorsitzender. Als Professor für Strafrecht kam er 1963 nach Bonn. Einer breiteren Öffentlichkeit wurde er bekannt als einer von 16 »Alternativprofessoren«, die 1966 einen detaillierten Gesetzentwurf für eine Große Strafrechtsreform vorlegten. 1970/71 war er Rektor der Bonner Universität. Für das Amtsjahr 1971/72 wurde er zum Präsidenten der Westdeutschen Rektorenkonferenz gewählt. Seine eigentlich zu erwartende Wiederwahl scheiterte überraschend – gewählt wurde ein Kollege aus dem konservativen Lager.

Obwohl hochschulpolitisch interessiert, war mir diese Karriere meines Strafrechtsprofessors, der mit großer Geduld zuhörte, wenn ich mich bei ihm für die Belange meiner Kommilitonen einsetzte, zunächst nicht bekannt. Bis ich eines Tages von ihm in der »Tagesschau« hörte: Es ging um die Sozialerhebung und die Anhebung des BAFöG. Ich fand es toll, dass sich mein Lieblingsprofessor, seit 1975 nunmehr Präsident des Deutschen Studentenwerks, dafür einsetzte.

Im »heißen Herbst« 1977, ich hatte bei Grünwald gerade meinen Schein zum »Großen Strafrecht« gemacht, gab er ein weiteres Beispiel seines aufrechten Gangs. Kostenlos verteidigte er einige meiner Freunde, als sie wegen des berüchtigten »Buback-Aufrufs« in der »taz«, mit dem sie sich nicht einmal inhaltlich identifiziert hatten, vor Gericht gestellt wurden.



1978 erhielt Gerald Grünwald den Fritz-Bauer-Preis der Humanistischen Union, der vor ihm unter anderem Gustav Heinemann verliehen worden war.

Sein sensibles Gespür für Gerechtigkeit war nicht auf das Strafrecht beschränkt. Dank seiner unbestrittenen fachlichen Reputation fand Gerald Grünwald als kritischer und überparteilicher Anwalt für die sozialen Belange der Studierenden auch dann Gehör, wenn er der Politik unerschrocken unbequem wurde.

»Niemand kann leugnen, dass durch solche Veränderungen (gemeint sind die massiven Einschnitte in das BAFöG Anfang der 1980er Jahre) soziale Barrieren errichtet werden. Jedem Politiker, der sie vertritt, ist deshalb die Frage zu stellen, ob er noch für

das Ziel der Chancengleichheit eintritt oder ob er es abgeschrieben hat – ob ihm die Heranführung von bildungsfernen Schichten an die Hochschule etwa nur solange als erstrebenswert galt, als der gesellschaftliche Bedarf an Hochschulabsolventen nicht gedeckt schien, während ihm heute der soziale Numerus clausus als Mittel zur Beschränkung der Studentenzahlen willkommen ist.«

Diese Sätze aus der Abschlussrede von Professor Gerald Grünwald nach sechs Jahren als Präsident des Deutschen Studentenwerks (1975 bis 1981) ist nicht nur von weiterhin beängstigender Aktualität. Er steht vor allem für das prinzipielle – und nicht etwa taktisch oder parteipolitisch geprägte – Engagement dieses herausragenden Juraprofessors und Bildungslobbyisten für die Chancengleichheit.

Für mich war Gerald Grünwald ein berufliches Vorbild, ohne das ich das Jurastudium vermutlich nicht durchgehalten hätte. Ungezählte Studierende der 1970er und 80er Jahre verdanken seinem Engagement für die Studentenwerke sozial gesicherte Rahmenbedingungen für ihr Studium.

Professor Gerald Grünwald starb am 18. Dezember 2009 in Bonn.

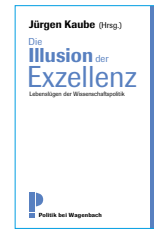
Fritz Berger, Geschäftsführer des Hochschul-Sozialwerks Wuppertal, Vorstandsmitglied des Deutschen Studentenwerks

Foto: DSW

MEDIEN

Nachgelesen Lebenslügen

»Dieser Staat ruiniert seine Universitäten.« Der erste Satz dieses Buches ist Programm. Er stammt vom Herausgeber, FAZ-Redakteur Jürgen Kaube, der eine Reihe von Wissenschaftlern aus verschiedenen Hochschulen zu »Lebenslügen der Wissenschaftspolitik« zu Wort kommen lässt. Allein schon Kaubes Einleitung lohnt den Kauf des schmalen und nicht einmal zehn Euro teuren Bändchens. Bologna, Exzellenzinitiative: Mit polemischem Furor, aber gleichzeitig auch messerscharfer Analyse nimmt er sich die Reformen vor, die seit der Jahrtausendwende Deutschlands Hochschulen umpflügen. Billige Klage oder Verklärung der Vor-Bologna-Zeit ist der Autoren Sache nicht. Alle Beiträge sind getragen von offener Sympathie für das Gebilde Universität, mitunter von echter Sorge. Kaube schreibt, die Politik ruiniere Deutschlands Universitäten – aus Desinteresse, aus Ignoranz gegenüber der Wissenschaft. Man wünscht sich, er habe Unrecht. *sg*
Jürgen Kaube (Hg.): Die Illusion der Exzellenz. Lebenslügen der Wissenschaftspolitik. Berlin 2009 → www.wagenbach.de



Der Präsident des Deutschen Studentenwerks schreibt an sich selbst

ROLF, ALTES HAUS,



gib's zu: Bei Bachelor und Master, da wohnen doch mindestens zwei Seelen in Deiner Brust.

Du bist Opfer und Täter zugleich. Als Präsident des Deutschen Studentenwerks mokierst Du Dich darüber, dass die deutsche Hochschulpolitik allen Ernstes die »Studierbarkeit« von Bachelor-Studiengängen zuoberst auf ihre Agenda setzen muss. Das ist doch so, als müsste man sich über die Trinkbarkeit von Trinkwasser oder die Befahrbarkeit von Straßen Sorgen machen!

Wohl wahr, nur: Fällt die Kritik, mit der Du als Präsident des Deutschen Studentenwerks die Hochschulreformen

Rolf Dobischat, Präsident des Deutschen Studentenwerks

begleitest, nicht auf Dich selbst zurück? Im Hauptberuf bist Du Hochschullehrer, mein Lieber. Du hast es selbst in der Hand, vernünftige, studierbare Bachelor-Studiengänge zu konzipieren. Der Präsident des Deutschen Studentenwerks Dobischat sagt, Bachelor und Master seien für die Studierenden gemacht, der Bologna-Prozess müsse sich an ihnen ausrichten. Dann kann der Herr Professor Dobischat von der Universität Duisburg-Essen mit gutem Beispiel vorangehen!

Es waren die Studierenden, die mit zwei massiven Protestwellen die Defizite und Strukturprobleme von Bachelor und Master offengelegt haben. Sie gingen gegen unstudierbare Bachelor, gegen Gängelung, Stress und Prüfungsmarathon auf die Straße – nicht die Professorinnen und Professoren. Die waren teils solidarisch, teils verständnisvoll, teils voller gar nicht klammheimlicher Freude. Die Studierenden haben mit ihrem Protest die Bologna-Agenda durcheinander gewirbelt. Die Professorinnen und Professoren toben sich im Feuilleton aus.

Ich frage Dich: Hast Du als Hochschullehrer bei der Konzeption von Bachelor-Studiengängen mitunter nicht auch die Spezialisierungsvorgaben Deines Fachbereichs und die Spezialinteressen der Kollegen vor die Studierbarkeit gesetzt?

Hattest Du zu jedem Zeitpunkt, da Du in Gremiensitzungen saßest, da Du das Urteil einer Akkreditierungsagentur erwartetest – hattest Du dabei immer die Studierenden vor Augen?

Komm, gib's zu: Wir Hochschullehrende spielen im Bologna-Prozess eine zumindest fragwürdige Rolle. Wir machen es uns zu bequem, wenn wir mit den Studierenden mitheulen. Wir machen es uns zu bequem, wenn wir in die innere Emigration gehen und denken, wir könnten Bologna an uns vorbeiziehen lassen.

»Wir machen es uns zu bequem, wenn wir mit den Studierenden mitheulen«

Wir Professoren sind gefragt. Auf uns kommt es ganz maßgeblich an, wenn wir jetzt gemeinsam mit den Studierenden die Studierbarkeit aller Bachelor-Studiengänge sicherstellen müssen. Bologna ist für die Studierenden da. Wir sind es auch.

Schreibt Dir Dein

Rolf Dobischat

rolf.dobischat@studentenwerke.de

Foto: Die Hoffotografen



... damit Studieren gelingt!



Wohnen • Essen & Trinken

Kultur • BAföG • Kinderbetreuung

Internationales • Beratung



Die Studentenwerke – Service rund ums Studium



Deutsches Studentenwerk

www.studentenwerke.de

ICH WILL'S WISSEN.

ARTIKEL 26:

Jeder hat das Recht auf Bildung.

**DIE ALLGEMEINE ERKLÄRUNG DER MENSCHENRECHTE
ICH SCHÜTZE SIE – SIE SCHÜTZEN MICH**

Mehr zu den 30 Artikeln der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte
und weitere Informationen unter www.amnesty.de

**AMNESTY
INTERNATIONAL**

